

Ismael Fischmord

Isma egal!



Texte 2004-2005

- »Was ist denn das für ein Buch?«
 »Welches Buch?«
»Na das hier!«
 »Das ist kein Buch!«
»Was ist es denn dann?«
 »Das ist nur so!«
»Nur so – na dann ...«
 »... das sind Texte aus dem Internet.«
»So was gibt's im Internet?«
 »Na logo!«
»Kannst du mir's ausdrucken?«
 »Nur die Texte oder das ganze Internet?«
»Nur die Geschichten – das reicht, danke.«
 »Kann ich machen. Is' so wie hier aber schöner!«
»Wie – so wie hier?«
 »Na so als Buch – is' billiger!«
»Also doch – ein Buch!«

<http://www.fischmord.com>

Für Hilke, meiner ab-und-zu-Zu-und-Abhörerin

Dank schulde ich auch Renate,
der Komma,königin- Ausrufezeichen

Inhalt

Arbeitsplätzchen kann man so nicht backen!.....	8
Hauptsache möglich!.....	13
Ich mag mich nicht vor einen Castor-Transporter werfen.....	17
Das legendäre Jugendhass-T-Shirt	21
Ein Weihnachtsbaum kommt mir nicht ins Haus.....	26
Ach du Fröhliche.....	30
Silvester kommt immer zu früh.....	37
Hitlers Mützensnäher	41
Hakle zu feucht.....	45
Geiz ist geil.....	49
Die Zumutungen der ganzen Welt.....	53
Ein kleiner Versuch der Bewältigung.....	58
Kleinkrieg ist Mist.....	63
Vier Oscars für ein Halleluja	68
Andere Verhältnisse	72
Alles was doof, ist braucht ein Gesicht.....	76
Ein halbes Gespräch in einer ¼-Bar.....	79
Der Gralshüter	83
Frühlingserwachen 2005.....	90
Gemeinsam sind wird stark – nur worin?.....	93
Is ja nur gut für mich	96
Deutschland ist nun Mal das Land der Dichter und Denker.....	101
Dann eben ein Ratgeber.....	106
Das Tagesthema der Anne Will.....	111

Waschen ist okay, aber Trocknen ist gefährlich.....	115
Die Gleichstellungsbeauftragten schlafen mal wieder	119
Soulgeheule muss nicht sein.....	123
Ich glaube, Sie müssen rechts abbiegen.....	126
Von mir aus können Sie links abbiegen.....	129
Ach wie niedlich! Es politelt in Berlin!.....	134
Waschen, Schneiden, Legen.....	140
Stadtführung.....	144
Knut Vallendars schwerster Fall	151
Englische Küche	156
After Eight oder live um Acht am Gipfel.....	161
Lebensgefahr.....	165
Weinmann.....	170

Liebes Tagebuch!

Schön leer bist du. Mir geht es gut.

So, jetzt ist es eine Stunde später. Es ist nicht einfach, ein Tagebuch zu beginnen. Es ist mein erstes Tagebuch und da bin ich verständlicherweise etwas aufgeregt und vorsichtig. Schließlich weiß ich nicht, ob du meine dir anvertrauten Geheimnisse auch für dich behalten kannst ...

Was ich heute gemacht habe? Ich war bei meinem Arbeitsmarktpartner. Mann, hat der gelacht – aber nicht unsympathisch! Leider hat der selber nur so etwas wie eine ABM-Maßnahme – in der Bundesagentur – wie praktisch! War aber gut, mal rauszukommen. Danach bin ich wieder nach Hause gefahren und habe ferngesehen. Du weißt ja, wie gerne ich fernsehe ... In den Nachrichten haben sie dann Lösungen für all die Arbeitslosenprobleme besprochen. Gute Lösungen, richtig gute und tragfähige Lösungen, nicht nur so halbherzigen Kram. Sie wollen uns zu Weihnachten neue Arbeitsplätzchen schenken – hervorragende Idee!

Arbeitsplätzchen kann man so nicht backen!

Ruhe bitte mal. So geht das doch nicht weiter. Dauernd wird hier durcheinander geredet. Sind ja tolle Ideen, so insgesamt betrachtet, aber der Reifegrad lässt noch zu wünschen übrig. Ist wie bei jungen Weinen – bekömmlich, aber irgendwie nicht wirklich gehaltvoll.

Natürlich wollen kurz vor Weihnachten alle noch schnell ein paar Arbeitsplätzchen backen. Aber die Rezeptvorschläge sind nicht raffiniert genug!

3 Esslöffel mürrisches Gehabe, 2 Pfund Polemik und dann nicht einmal mehr Hirnschmalz als Fettgrundlage zu nehmen, das ist deutlich zu wenig. Die Arbeitsplätzchen schmecken dann fad, mainstreamig und zerbröseln in der Hand.

Zum Beispiel dieses Rezept mit der Zigarettenasche, das hat mir überhaupt nicht geschmeckt. Hatte sich wahrscheinlich eine Frau ausgedacht. So eine richtig fiese arrogante Nichtraucherschlampe. So eine, die sich nicht vorstellen kann, dass Männer überhaupt nur dann acht Stunden durchgehend irgendetwas machen, wenn man ihnen mittendrin mal erlaubt, einen Jägermeister zu schlucken, zu rauchen oder niedrig dosiertes Heroin zu spritzen. Keine Ahnung von Männern und deren Süchte hatte die! Und vom Backen versteht die auch nichts!

Oder war das gar keine Frau? Isma egal!

Als ob man ein Arbeitsplätzchen backen könnte, indem man den Leuten verbietet, während der Arbeitszeit zu rauchen ... Unsinn!

Haben denn bislang öfter mal ganz plötzlich die Fertiggizzaförderbänder bei Dr. Oetker stillgestanden, weil der Pizzabodenausroller und der Tomatenscheibenverleger beschlossen hatten, mal kurz nach draußen zu gehen, um eine Zigarette rauchen? Oder wurden deswegen immer mal wieder Autos ohne Hintersitze ausgeliefert? Könnte ja sein. Da läuft das Förderband bei Ford einfach weiter und der Hintersitzeinbauer verpasst es, so bei drei bis vier Autos lang seinen Job zu erledigen, weil er gerade draußen ist und eine raucht.

Derartiges ist mir aber nicht vor Augen oder zu Ohren gekommen – aber das heißt natürlich nichts, das gebe ich gerne zu.

Im nichts-produzierenden Gewerbe ist das ohnehin komplett egal, ob man mal kurz eine rauchen geht oder eben nicht. All die Menschen zum Beispiel, die sich die Comics in den Tageszeitungen ausdenken, die malen doch ohne Rauchpause nicht auf einmal längere Comics. Oder die Volksmusiksänger, die rauchen zwar nicht, aber ziehen sich schon mal ganz gern ein Näschchen um die Ohren. Und? Singen die deswegen besser oder schneller? ... Ist ja nur ein Beispiel!

Plötzlich aber tun einige Politbäcker so, als sei das Wichtigste für Verteilungskuchen und Arbeitsplätzchen überhaupt, dass man pausenlos am Arbeitsplatz herumsitzt. Egal in welcher mentalen Verfassung. Gerne auch mal auf Entzug – Hauptsache, man bleibt sitzen und zertritt nicht durch unkontrolliertes Aufstehen all die

leckeren Arbeitsplätzchen, die in den Fluren der leeren Bürogebäude herumliegen.

Gänzlich unbekannt scheint den Kandidatoren der Parteien das folgende Phänomen zu sein: Es gab schon immer Unterbrechungen, über die sich aber bislang keiner je Gedanken gemacht hat. Es ist eigentlich ein Wunder, dass nicht bei der Hälfte aller Autos die Hintersitze oder bei den Fertiggipzzen ständig die Tomatenscheiben fehlen bei all den Pausen, die schon immer gemacht wurden.

Nehmen wir nur einmal die zusätzlichen Toilettenpausen, die bei Frauen durch monatliche Menstruationen entstehen – ja wer regt sich denn darüber auf? Könnte man ja auch mal drüber nachdenken!

Muss denn das ewige Toilettengerenne und »Mal-kurz-eben-nachschauen« wirklich sein oder ist das nur ein Trick, um mit weiblicher List und gutem Argument dem Arbeitsplatz zu entkommen? Vertrauen ist ja ganz gut, aber Kontrolle wäre hier doch wohl wesentlich besser! Regelmäßige und ständige Kontrolle! By the way ... das wären auch ganz schöne Arbeitsplätzchen, so im »Menstruationscontrolling« einer Firma tätig zu sein.

Männer haben der weiblichen Menstruationsbeschreibung nichts Vernünftiges oder Biologisches entgegen zu stellen. Nichts außer der Zigarette »anstatt«. Einmal im Monat eine Woche lang regelmäßig zu verschwinden, um eine Erektionskontrolle durchzuführen, würde ziemlich ausgedacht erscheinen. Die Frauen würden uns schnell auf die Schliche kommen und das als vorgeschobene Gründe für eine kurze Arbeitsplatzflucht entlarven. Männer müssen also rauchen, der Gleichberechtigung wegen.

Man könnte ja den folgenden Kompromiss aushandeln, um eine dauerhafte Geschlechterversöhnung herbeizuführen: Männer dürfen gerne mal eine »Anstatt-Zigarette« rauchen gehen. Oder wenn ihnen das zu ungesund erscheint, dann dürfen sie anstelle dessen eben mal kurz einen Jägermeister wegkippen oder niedrig dosiert Heroin spritzen, wie die Börsenhändler in New York. Frauen dürfen dafür weiterhin ihre Menstruationen nachschauen gehen. Rauchende Frauen, die meinen, sie könnten zusätzlich zur Zigarette auch noch Menstruationen nachschauen, gehen natürlich gar nicht ... Also da sollten die sich dann doch mal entscheiden, was ihnen wirklich wichtig ist. Sie können das ja auch gerne kombinieren, das Rauchen und das Schauen. Aber eben bitte in einem Durchgang.

Das Aschenrezept für Arbeitsplätzchen jedenfalls könnt ihr getrost aus dem Backbuch streichen. Es bringt keine sinnvolle Beschäftigung außerhalb des »Menstruationscontrollings« und verstärkt das gegenseitige Geschlechtermisstrauen. Ein echtes Scheißrezept ist das gewesen, das muss man mal so halb öffentlich sagen.

Aber so ist das eben, wenn man Rezepte in die Welt schreit und sie nicht mal vernünftig zu Ende denkt oder vorher selber ausprobiert. Da wird den Gästen dann Entsetzliches vorgesetzt und hinterher ist das Gejammer groß, weil die nie mehr wiederkommen oder jemand anderen zum Freund und Chefkoch wählen.

Vernünftige Rezepte können übrigens jederzeit an die Redaktion gesendet werden.

Liebes Tagebuch!

Heute bin ich mit der Eisenbahn gefahren. Ich habe beschlossen, anstatt Autofahrer lieber fahrender Autor zu werden. Es ist wichtig, dass man etwas Sinnvolles tut! Als Autor merkt man außerdem gar nicht, dass man nichts Sinnvolles tut. Irgendwie ist alles Arbeit: Das Herumstarren, das heimliche Zuhören am Nachbartisch – sogar die unfreiwilligen Kontakte zum Sitznachbarn im völlig überfüllten Zug sind Arbeit.

Hauptsache möglich!

Isma egal ob irgendetwas sinnvoll ist – ich finde es viel wichtiger, dass es möglich ist.

Zum Beispiel in der Bahn von Frankfurt nach Köln. Ich zügig im Zug den Filzschreiber und das Papier raus und dann ran an einen Text. Neben mir nimmt ein junger Mann aus Schanghai Platz und guckt interessiert auf meinen Text. Na gut, ich mag das nicht, das Mitlesen, aber bei ihm mach ich mal 'ne Ausnahme. So ganz Menschenfreund und weil der das doch sowieso nicht kapieren kann, was ich da schreibe. Habe ja selber schon Schwierigkeiten damit.

Also lass ich ihn sich ein bisschen an meiner Schreibtechnik aufteilen. Wenn er das braucht! Ich denke noch nach, plötzlich hebt er schon die Stimme und fragt mich so broken-English-gemäß, ob man im Zug eigentlich ins Internet kann.

Im Zug! Ich bin ja schon froh, wenn der Zug ins Schienennetz kann ... aber warum eigentlich nicht? So doof ist die Idee nun auch wieder nicht. Braucht zwar niemand, so zwischen Frankfurt und Köln noch schnell die E-Mails checken. Nee, braucht keiner – immer online. Ich steh ja auch nicht nachts auf und stille stündlich mein E-Mail-Postfach. Nee, mach ich nicht. Brauch ich auch nicht. Aber wenn es gehen würde, wäre auch nicht schlecht, so zwischen Frankfurt und Köln. Weg vom Schienennetz, rein ins Internet. Hauptsache möglich.

Gute Idee auch für die Bahn. Neuer Slogan.

»Wir kommen zwar immer zu spät, aber das mit voller DSL-Geschwindigkeit.«

Ach ja, der Chinese, der hatte mich ja was gefragt.

»Sorry«, sag ich, »we in Germany are not so very well wireless lant.«

Keine Ahnung, ob er das verstanden hat. Mir doch egal!

Der Chinese schaut mich traurig an und entwickelt Mitleid, weil ich nicht ins Internet kann, in diesem Zug. Ich habe aber auch nur einen Kugelschreiber. Könnte also sowieso nicht rein – mit einem Kugelschreiber.

»Yes, we are a developing country«, schieße ich noch hinterher, damit der nicht aufheult und mir traurig blickend über den Kopf streichelt. Aber das frustriert ihn schon, dass er und ich im Zug nicht ins Internet können.

Ich zeig ihm zum Trost mein Handy. Das kann Fotos machen. Das muss ihn doch trösten. Ein Handy, das Fotos macht. Braucht auch keiner, funktioniert aber. Hauptsache ist, es ist möglich.

Überzeugt ihn nicht. Er schaut nicht gerade froh. Hat wahrscheinlich auch schon gemerkt, dass dies nicht der Weisheit letzter Schluss ist.

Geb ich ihm also Recht. »Unfortunately it's not possible to use it as a Taschenwärmer to make your fingers hot«, sage ich zu ihm. Ja, wir sind eindeutig das Land der begrenzten Möglichkeiten.

Warum kann mein Handy eigentlich vibrieren, aber nicht als Taschenwärmer verwendet werden? Das wäre viel praktischer. Ich habe viel öfter kalte Hände als Lust auf Sex mit einem vibrierenden Handy.

Wer hat sich das nur ausgedacht? War wohl der Inhalt mal wieder egal – Hauptsache, es ist was möglich.

Ach der Chinese, na gut. Über den hab ich ja fast gar nicht mehr nachgedacht. Sitzt immer noch da und ist frustriert über Deutschland, das nicht ins Internet kann und wo die Handys nicht als Taschenwärmer funktionieren.

»But you can buy very cheap Taschenwärmer at Tchibo at the moment«, sage ich zu ihm.

Mut machen. Man muss den Chinesen Mut machen! Ist ja ein großes Volk. Braucht also viel Mut. Also muss ich auch viel Mut machen.

Ich guck auf die Uhr. Wir müssten gleich da sein. Ach Gott ... meine Uhr. Auch so ein Ding. Hat einen Taschenrechner und ist zugleich ein USB-Stick. Kann fast alles, was keiner braucht. Ich rechne eh immer mit dem Schlimmsten und die paar Zeilen, die ich mir so ausdenke, passen als Papierknäuel in die Hosentasche. Ich brauch keine Uhr, auf der ich 27.000 geschriebene DIN-A4-Seiten abspeichern kann.

Totaler Fehlkauf. Hat sich aber leider erst hinterher herausgestellt. Im Laden fand ich die gut. Ist fast alles möglich, mit so einer Uhr.

Ich brauch sie aber nicht. Rechnen – Pahh!

Ich nehme sie vom Arm. Ich schenk sie dem Chinesen.

»Here, you can have my watch«, sage ich.

Na also, jetzt strahlt er wieder, der kleine lustige Chinese.

Ist ja wirklich alles möglich!

Liebes Tagebuch!

Heute war ein schrecklicher Tag! Man hat aus irgendeinem Erdloch am Arsch der Welt Atommüll ausgegraben und es einmal quer durch Europa gefahren, um es in ein anderes Erdloch zu werfen. Warum? Ja, du fragst Sachen! Das muss so sein, da braucht man keinen Grund – dafür hat man internationale Verträge und keine Gründe.

Erstaunlich ist, dass es Startbahn-West-Gegner immer noch gibt. Aber weil es keine Startbahn-Nordost geben wird, müssen die nun gegen irgendetwas anderes ankämpfen. Sie haben es sich daher nun zur Aufgabe gemacht, gegen das Atommüllberumfahren zu demonstrieren. Das scheint aber unglaublich gefährlich zu sein.

Ebenso erstaunlich ist, dass es die Buttons mit dem Radioaktivzeichen immer noch gibt. Die kommen jetzt wieder in Mode. Ich glaube, ich bin zu alt dafür ...

Ich mag mich nicht vor einen Castor-Transporter werfen

Es scheint immer schwieriger zu werden die korrekte politische Haltung einzunehmen. Vor allem, wenn man nicht in Sachsen wohnt und dies mit dem zackigen Hochreißen des rechten Armes schon erledigt ist. Die Welt wächst zusammen, die Probleme werden größer und meinen Haarausfall werte ich als erstes Zeichen einer tatsächlich zunehmenden Umweltverschmutzung. Früher war vielleicht nicht alles besser, aber es war zumindest überschaubarer.

Man malte sich ein Transparent, ging auf die Straße und schrie in ein Megafon, man sei gegen das Wecken von schlafenden Koalabären. Das reichte. Das Problem war nicht groß, der Feind schnell identifiziert. Es waren die Waldarbeiter, die mit Motorsägegeheul Koalabären weckten. Weg mit den Waldarbeitern, dann können die Koalabären weiter schlafen. So etwas nennt man gemeinhin Ursache-Wirkungsprinzip. Leider sind die Zeiten schwieriger geworden und heute gibt es jede Menge Probleme in Form von schlafenden Hunden, die man auch besser nicht wecken sollte.

Ein schlafender Hund ist zum Beispiel das Waldsterben. Natürlich geht es dem Wald nicht besser als vor zehn Jahren, aber man redet nicht mehr darüber und das macht es deutlich erträglicher. Die Angst vor dem sofortigen Erstickungstod in den Städten hat nachgelassen. Wecke also niemals einen Förster samt Hund,

sonst redet er sofort über das Waldsterben und das deprimiert.

Genauso deprimierend ist es, dass es fast kein Ursache-Wirkungsprinzip mehr gibt, der Feind also unübersichtlicher wird. Man kann eben nicht so einfach auf den Kauf chinesischen Spielzeugs verzichten und verbessert dadurch die Produktionsbedingungen der Arbeiter vor Ort.

Wer das behauptet, der hat Unrecht und gaukelt in einer schwierigen Welt einfache Lösungen vor. Ein Transparent zu malen und sich damit stimmungsmachend gegen die 70-Stundenwoche der geknechteten Arbeiter in China auf die Straße zu stellen ist keine gute Idee in Zeiten, in denen bereits über 1.000 Opelarbeiter aus Bochum Ausreiseanträge nach China gestellt haben, um dort in einer Spielzeugfabrik anzufangen. Vor allem kommt die korrekte politische Meinung schlecht an, wenn man dabei mit einer Jeans bekleidet ist, die auch irgendwo unter ziemlich miserablen Bedingungen genäht wurde. Wer die Stimmung des Volkes auskosten will, der organisiert besser keine Demonstration mehr; diese müden Montagstreffen können schon nach kurzer Zeit wegen mangelnder Beteiligung in eine Teestube verlegt werden.

Wer Stimmung und Volk will, der ist immer noch besser beraten, wenn er sich ein Schützenzelt mietet, 10.000 Liter Bier kauft und Toni Marshall verpflichtet. Dann ist die Bude voll und die Menschen stehen am Ende auf – wofür oder wogegen auch immer.

Ich bin müde geworden. Ich habe es aufgegeben, politisch korrekt sein zu wollen. Meine Demonstrationen

bedeuten nur noch, dass ich mir beweise, immer noch mit Fingerspitzen die Zehen berühren zu können – ein Indiz dafür, dass der Bauch noch nicht zu dick ist. Meine Stimme ist belegt und heiser und ich will nicht mehr auf der Straße stehen und rumschreien. Ich möchte auch nicht mehr in Schlauchbooten neben Tankern herfahren und »Du, du, du, das ist ganz schön böse« in mein Megafon brüllen, während Müll in mein Schlauchboot verklappt wird.

Noch weniger allerdings möchte ich mich vor einen Castor-Transporter werfen. Man hält sie dadurch weder auf, noch beschädigt man den Castor oder verhindert das Ausführen internationaler Verträge. Es mag zwar politisch korrekt zu sein, aber es ist Unsinn, das zu tun. Bestenfalls holt man sich einen Schnupfen, schlimmstenfalls verliert man dabei sein Leben. Es scheint also insgesamt betrachtet sehr ungesund zu sein. Noch ungesünder als 70 Stunden lang die Woche in China an Stofftieren für europäisch überzuchteten Nachwuchs zu basteln.

Ungeklärt allerdings bleibt die Frage, ob man in chinesischen Spielzeugfabriken auch Stoffpuppen von Koalabären herstellt und wenn ja, wie man diese aufweckt ...

Liebes Tagebuch!

Schlimm, das mit dem Castor-Transport! Aber das ist nicht der Grund, warum ich heute einen Eintrag mache. Neulich habe ich geschrieben, dass ich mich alt fühle. So alt aber auch wieder nicht, jedenfalls nicht zu alt, um auf ein Rockkonzert zu gehen. Aber – was soll ich dir sagen? Auch hier ist man sich nicht mehr sicher!

Das legendäre Jugendhass-T-Shirt

Jeder, der in seinem Leben schon einmal in einem Bus voller Jugendlicher gesessen hat, ist Haltestelle um Haltestelle stiller vor sich hin leidend in die Polster gesunken.

Jugend wird hoffnungslos überbewertet!

Wer die Ende Zwanzig überschritten und sich langsam aber sicher in Sprache und aufrechtem Gang dem Menschsein angenähert hat, der sollte sich seiner eigenen Jugend mit einer gewissen Art von Scham erinnern und nicht in selbstüberschätzenden Lügen schwelgen. Wer sich seine Jugend gar zurückwünscht, kann als hoffnungslos bezeichnet werden.

Dabei sind es nicht einmal diese merkwürdigen Geruchsvermischungen aus Billigparfum und Dönerbude, die das ganze Ausmaß des Schreckens ausmachen. Es ist vor allem die Art der Begegnung und der möglichst coolen Bewegungen, die aus einem Jugendlichen einen erziehungspflichtigen Klumpen Rohmasse machen. So wie neulich.

Da geh ich friedlich auf ein Gitarrenschrammelkonzert einer Band. Gut, ich werde angeschaut und gemustert – Unbekannter nähert sich. Von vorne ist alles okay, aber von hinten erwecke ich dann doch eher den Eindruck als wollte ich auf meine kleine Tochter aufpassen. Doppeltes Misstrauen bohrt sich in mein Rückenmark und legt sich wie Morgentau auf meinen Haarkranz. Neben mir steht ein unauffälliger Jugendlicher. Ist gut

drauf. Trinkt Bier, wippt mit dem großen Zeh zum Schrammelrock. Insgesamt eine unauffällige Situation, bis zwei Freunde des netten jungen Mannes hereinspazieren und ihren Kumpel zur Begrüßung erst einmal quer durch den Raum schubsen. Großes Gebrüll, mit allem Drum und Dran, dann Fingerhakeln mit irgendeinem Bewegungscode und anschließend Umarmung mit männergemäßigem Schulterklopfen und freundlichen Worten: »Ey, Pisser! Super!«

Gut, dann läuft das hier eben so. Entbehrt aber nicht einer gewissen Tragik bezüglich der Evolutionsstufe und den Versprechungen von Charles Darwin.

»Ich wollte, ihr stündet am Anfang und nicht am Ende der Nahrungskette«, brüllte ich leider unerhört in den Lärm der Dunkelkammerrockband.

Dann, mitten im Gitarrensolo, diese Schreckenssekunde. Mitten herein in meinen liebevoll geschürten Hass. Eine Erkenntnis!

Es ist kaum davon auszugehen, dass die Jugend von heute so unendlich blöder ist als man es selber war, und diese Einsicht macht viel betroffener als die Erkenntnis, dass die heutige Jugend in aller Regel Scheiße und entbehrlich ist. Das heißt nur, dass man selber auch mindestens so Scheiße und entbehrlich war. Da beißt die Maus keine Zündschnur ab.

Natürlich haben auch wir nicht wirklich gewusst, wie man sich bewegt und haben die Gangarten gewechselt wie die Turnschuhe. Schlurfend und mit gesenktem Kopf, während man »The Cure« auf dem Walkman hörte. Dem sehr großen Walkman. Dem ersten Walkman überhaupt. Dem Walkman, der nur so hieß, aber in Wirklichkeit immer noch ein Kofferradio war.

Schlurf, schlurf, »Boys don't cry« im Ohr und in dem Bollerwagen hinter mir zog ich den Walkman durch die tristen Gassen meiner Heimat. Eine tolle Jugenderinnerung. Voller Lebensmut. Natürlich folgten irgendwann amerikanische Handgrußkodierungen, obwohl unsere Bronx eher wie eine Bungalowsiedlung aussah. Egall! Der Gang wurde leicht, hüpfend und möglichst cool. Depressiv? Pah, das war gestern. Heute ist Hip-Hop angesagt und I am the Grandmaster. Auch eine tolle Jugenderinnerung.

Da steht man also mitten in einem sehr dunklen Konzert und es beschleicht einen das Gefühl der Demut vor dem eigenen Alter. »Na, wenn einem Besonderes widerfährt, dann ist das schon mal ein Krombacher wert«, denke ich. Fröhlich schaukele ich mich zur Theke rüber, um mir einen weiteren Jahresring anzutrinken. »Jugend-Kultur ist eine sich widersprechende Begriffsbildung, wusstest du das?«, frage ich das kleine Mädchen hinter der Theke. Nein, weiß sie nicht, reagiert nicht, hört nicht. Die Jugend von heute ist, wenn überhaupt, dann höchstens deutlich hörgeschädigter als wir es seinerzeit waren, finde ich heraus.

Jugend ist und bleibt vor allem eines: schwierig. Niemand sollte sich eine Jugend wünschen oder seine zurückwünschen müssen. Die Werbung mag Jugend ja ganz nett finden und verwöhnt das Auge mit ähnlichen Mädchen, die zu meiner Zeit noch für »Brot für die Welt« geworben hätten. Heute werben sie halt für Beinrasierer. Ist auch gut. Brauch ich alles nicht: Brot, Beinrasierer und dünne Mädchen.

Am nächsten Tag sitze ich an einer Bushaltestelle. Neben mir ein junger Mann, also etwa so mein Alter, mit einem T-Shirt an. »Ich verachte Jugendliche« steht drauf.

Ich geh sofort auf ihn zu, schubse ihn in den Dreck. Da guckt er aber blöd. Dann zieh ich ihn hoch, umarme ihn, klopf ihm auf die Schulter und rufe: »Ey, Pisser! Super.«

Man sollte ja den Anschluss an die Jugend nicht ganz verpassen.

Liebes Tagebuch!

Jetzt ist wirklich bald Weihnachten. Die versprochenen Arbeitsplätzchen sind immer noch nicht da und das Einzige, was sich wirklich ändert, ist, dass man sich nun mit Glühwein und nicht mehr mit Bier betrinkt. Überall diese ekligen Weihnachtsmärkte. Überall original handgemachte Weihnachtsgeschenke – zum Beispiel der Stand mit den ganzen Drogenpfeifen aus Glas – mundgeblasen wahrscheinlich. Oder der Indioschmuck, auch sehr weihnachtlich. Ich glaube, ich klinke mich dieses Jahr aus und lasse Weihnachten einfach ausfallen, wenn da nicht ...

Ein Weihnachtsbaum kommt mir nicht ins Haus

Gar nicht schlecht, die Idee mit Weihnachten. Ist ja auch ganz gut, wenn man schenkt und vor allem Geschenke bekommt. Natürlich achte ich darauf, dass beides in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander steht. Also, dass für mich unterm Strich ein sattes Plus dabei rauskommt. Ich bin ja nicht die Heilsarmee! Weihnachten kann man also nur rundherum gutheißen. Störend ist aber der ganze Firlefanz drum herum. Kerzen, nadelnde Bäume, rumfliegendes Lametta und diese albernen Kugeln, die ständig durch die Wohnung rollen. Das sollte man sich schenken, also ich meine, man kann es getrost weglassen und sich lieber in würdigem Rahmen gegenseitig Schecks ausstellen. Ein Gläschen Rotwein, ein gutes Gespräch und dann macht einer den Anfang und sagt einfach: »Du, ich hab da noch was für dich.« »Au prima, ich auch für dich! Aber du zuerst!«

Dann schaut man verstohlen auf den ausgehändigten Scheck und stellt mit feierlichem Füllfederhalter seinerseits einen Scheck aus – aber einen kleineren. Ne, ich meine einen niedrigeren – also den mit der deutlich geringeren Summe. So wäre Weihnachten schön – so hat Weihnachten immer Spaß gemacht. Genauer gesagt so lange, bis die Banken auf die komplett unsinnige Idee kamen, dass Schecks abzuschaffen seien. Damit wird für Millionen von Menschen Weihnachten zu

einem bloßen Lotteriespiel, denn man händigt sich nun kleine Briefumschläge aus, in denen vollkommen unbekannte Summen gebündelt sind. Das ist ein Risiko. Man will ja nicht knausrig erscheinen und muss was in den Umschlag tun. Aber was passiert, wenn man merkt, dass man mehr in den Umschlag gefüllt hat als in dem ist, den man bekommt? Das ist Hartz VI!

Ich hasse die Banken dafür, dass sie uns das antun. Aus sicherlich nachvollziehbaren Gründen, und um die Maastrichter Kriterien in meinem Haushalt nicht zu gefährden, habe ich also einen Stapel mit Briefumschlägen zuhause liegen, in denen jeweils fünf Euro sind – das ist immerhin ein Schein und wirkt nicht ganz so deprimierend. Außerdem entsprechen fünf Euro genau der Geldmenge, die beim unsäglichen »Wichteln« als Höchstsumme gelten. Wichteln, so sagt das Lexikon, ist übrigens ein Spiel, bei dem man mit Sicherheit den falschen Namen als Schenkpartner zieht und dann tagelang durch die Stadt rennt, um für einen verhassten Idioten ein möglichst mickriges Geschenk zu besorgen. Aber das nur so am Rande. Weihnachten ohne Schecktausch ist nur die halbe Miete im Portemonnaie und so habe ich beschlossen, dass Weihnachten dieses Jahr ausfällt. Leider geht so ein Beschluss nie ganz ohne Konflikte ab ...

»Ich will einen Weihnachtsbaum zuhause haben«, hat meine Freundin gesagt.

»Unsinn! Der nadelt, man weiß nicht, wann man ihn wohin wegwerfen darf und letztes Jahr sind mir die Nachbarn auf den Kopf gestiegen, nur, weil ich ihn vom Balkon in den Innenhof geworfen hab als er mich

anfang zu nerven. Ein Weihnachtsbaum ist heidnisches Zeug! Wir sind gute Christen, wir sollten auf den Weihnachtsbaum verzichten!«

»Gute Christen? Wo nimmst du denn das her – und überhaupt: Auch in der Kirche stehen Weihnachtsbäume.«

»Na, dann sind die in der Kirche eben keine guten Christen! Ich will keinen Baum, keine Kugeln, kein Lametta. Überhaupt: Lametta ist krebserregend!«

»Lametta ist krebserregend?«

»Ja – ganz bestimmt! Ist doch alles krebserregend. Bier, Zigaretten, Präservative aus behandeltem Latex. Dann ist Lametta eben auch krebserregend.«

»Du spinnst!«

»Isma egal – ein Weihnachtsbaum kommt mir nicht ins Haus. Ich tanze nicht ums Feuer, ich verkleide mich nicht zu Halloween, ich stecke keine Nadeln in kleine Figürchen und ich feiere auch keine Sommersonnenwende – ich will mit dem ganzen Schnickschnack nichts zu tun haben.«

»Dann kriegst du auch kein Geschenk von mir.«

»Wie? Kein Geschenk? Natürlich kriege ich ein Geschenk! Ich muss ein Geschenk von dir kriegen. Ich bin auf dein Geschenk geradezu angewiesen!«

»Wenn wir keinen Weihnachtsbaum bekommen, dann bekommst du keinen Umschlag!« ...

»Wie groß ist denn der Umschlag? Also – wie dick ist er denn, so in etwa? Ich meine, vielleicht könnten wir das doch nochmal in Ruhe miteinander diskutieren ...«

Liebes Tagebuch!

Weihnachten ist immer noch nicht vorbei. Ich habe keine Ahnung, was man verschenken kann. Meine Freundin braucht gar keine Krawatte – aber die waren gerade so billig bei Strauss Innovation. Habe ich dir eigentlich schon mal gesagt, dass »Strauss Innovation« ein ziemlich gewagter Name für einen Laden ist, in dem es ausschließlich altbackene Knapp-dran-vorbei-Mode gibt? Innovation habe ich mir anders, irgendwie schöner vorgestellt. Aber was schenkt man sonst zu Weihnachten? Am besten kommt es doch immer, wenn man etwas wirklich Innovatives und Selbstgemachtes verschenkt, denkst du nicht auch?

Ach du Fröhliche

Das Gute war, dass Paul einen Plan hatte. Das Gute an Paul war, dass er, wenn er schon einen Plan hatte, diesen auch umsetzte. Der Plan für den heutigen Tag stand fest: Anarchie verschenken. Die Idee war ihm zugeflogen, einfach so, als er auf der Toilette saß, am Morgen. Wie er darauf gekommen war, wusste er nicht mehr. So wie es bei Ideen eben immer der Fall ist, dass man nicht mehr genau weiß, woher sie eigentlich kommen. Sie kommen einfach. »Guten Morgen, du gute Idee«, hatte Paul sie begrüßt, denn Paul war freundlich zu seinen Ideen. »Heute ist ein guter Tag, um sich in Anarchie zu üben, heute ist der wahrscheinlich beste Tag, um Anarchie zu verschenken – heute ist Weihnachten.«

Und so stand sein Plan fest. Paul war in einem eher schwierigen Alter, also irgendetwas zwischen sechs und sechsundzwanzig Jahren und das ist das Alter, in dem man sich am besten in Anarchie üben kann. Als seine Mutter in der Küche stand – sie stand dort schon seit fünf Tagen und Nächten, schlich er sich in das Wohnzimmer und ging auf die Stereoanlage zu. Er nahm die bereitgestellte Weihnachts-CD heraus und legte einer seiner Lieblings-CDs ein. Er wollte es auf keinen Fall dem Zufall überlassen, zu welcher Musik er am Abend Weihnachten zu feiern hatte, und wenn er sich auf etwas verlassen konnte dann darauf, dass seine Mutter nicht irgendwann am Tag zum CD-Player ging,

um mal nach dem Rechten zu sehen. Pauls Mutter war nicht gerade das, was man eine begnadete Musikkennerin nennen konnte und alles, was neuer war als ein Radiorekorder, war für sie ohnehin entbehrliches Teufelszeug, das sie nicht bedienen konnte oder wollte. Pauls Mutter konnte kochen wie keine andere Mutter und so wusste er auch schon, mit welchem festlichen Auftritt er sein kleines Anarchiegeschenk beginnen würde. Aber das hatte ja noch Zeit. Der Tag verging nicht gerade schnell, doch das machte nichts, denn Paul hatte sich noch vorzubereiten.

Irgendwann saß er in seinem Zimmer und wartete einfach ab. Weihnachten kommt immer, Weihnachten kommt ganz automatisch, man muss sich gar nicht beeilen, das wusste Paul und er entspannte sich bei einem schönen großen Joint, den er sich baute und genüsslich anrauchte. Den Rauch blies er dem thüringischen Räuchermännchen in seinem Regal entgegen, das seine Mutter immer meinte aufstellen zu müssen. Kaum war er mal außer Haus, dann ging sie hoch und zündete den Tannengrün-Duftkegel an. Wahrscheinlich glaubte sie Paul damit eine hübsche Überraschung zu machen, die ihn an so etwas wie seine glückliche Kindheit erinnern würde. Wenn er wieder auf sein Zimmer kam, löschte er den Duftkegel und riss das Fenster auf. Der Duft des thüringischen Tannengrün-Duftkegelmännchens erinnerte ihn nämlich mitnichten an eine glückliche Kindheit, es erinnerte ihn nur an Kindheit – sonst nichts. Er blies das Männchen mit Dope an und überlegte sich, ob es schon jemals etwas so feines geraucht haben mochte. Gutes Gras, richtig gutes und vor allem teures Gras. Gras, von dem er sich

sicher war, dass man es zu der Zeit, als das Männchen geschnitzt worden war, in der DDR niemals hätte bekommen können. Paul inhalierte und blies und rauchte und wartete. Er wurde nicht enttäuscht. Gegen 17:00 Uhr hörte er von unten die Stimme seines Vaters, die ihn rief.

»Paul, kommst Du? Wir wollen jetzt gemeinsam essen und danach feiern wir Bescherung.«

»Nö! Danke, ich hab keinen Hunger – esst doch einfach alleine«, rief er zurück und wusste, dass er damit den Federhandschuh hingeworfen hatte.

»Sag mal, spinnst du? Wir haben Weihnachten. Wir essen zusammen. Mutter hat fünf Tage lang gekocht. Das kannst du absolut nicht machen.«

»Was gibt es denn?« Er hörte seinen Vater etwas schwerer atmen.

»Es gibt Weihnachtsgans, wie immer.«

»Danke, aber ich bin Vegetarier – ich esse keine Tiere. Außerdem habe ich bereits gespeist. Ich war vorhin bei Schaschlik-Schorsch. Ich hatte Hunger und das dauerte mir hier zu lange.«

»Du hast waaas?« hörte er seinen Vater rufen.

»Ich habe bei Schaschlik-Schorsch schon Fritten gegessen – ich bin sahatt« – flötete Paul und wusste, dass seine Mutter nun endlich ein Gefühl für Anarchie bekommen würde. Jeder hat seine Achillesferse. Die Ferse seiner Mutter hatte einen Deckel und dampfte ständig vor sich hin.

»Wenn du nicht augenblicklich hier runter kommst, dann setzt es was«, schrie sein Vater – bemüht ernst, wie Paul meinte.

»Papa, du bist 62 Jahre alt. Du bist nicht Karate-Tiger.« Nirgendwo stand geschrieben, dass Anarchie einen schonenden Umgang mit den Mitmenschen einfordert. Soviel wusste Paul.

»Paul, ich bitte dich – komm jetzt runter und setz dich zu uns. Wir haben Weihnachten – es ist verdammt nochmal das Fest der Liebe. Das kannst du deiner Mutter absolut nicht antun.«

Das waren deutlich versöhnlichere Töne und Paul drückte seine Kippe aus. Langsam, also gemächlich, schon fast schleichend verließ er sein Zimmer, ging die Treppe runter und stand nun vor seinem Vater.

»Ich möchte, dass du mit uns isst und dass du Mutter nicht das ganze Fest versaußt«, sagte sein Vater leise im Flur zu ihm. Paul hielt Wort. Er rührte die Gans nicht an. Anarchie zu verschenken ist kein Spaß, denn die Gans sah absolut köstlich aus und er ärgerte sich über die Nummer mit dem Vegetarier. Das war eindeutig zuviel des Guten gewesen, wie er feststellen musste. Nach dem Essen gingen sie rüber in das Wohnzimmer, das er am Nachmittag sorgsam präpariert hatte.

Die Dochte im Adventskranz waren tief in das Wachs gedrückt und ließen sich nicht ohne Probleme wieder hervorzaubern und anzünden. Am Weihnachtsbaum fehlte eine Leuchte der Lichterkette, die die Stromzufuhr verhinderte. Es war eine der Kerzen auf der Rückseite und sein Vater brauchte einige Zeit das herauszufinden. »Ich verstehe das nicht«, brummelte er kopfschüttelnd vor sich hin, während er in den Keller ging, um eine Ersatzkerze zu holen. Die schönste Überraschung aber war, als sein Vater dachte, er würde die Weihnachts-CD, die seine Frau so gerne zu hörte,

abspielen. Paul erfreute sich an den erstaunten Gesichtern, als der erste Song nicht mit Glockengeläut und dem Kinderchor von St. Irgendwo begann, sondern eine solide gespielte Starkstromgitarre zur Attacke blies. Irgend jemand brüllte in das Mikrofon: »Wie siehst du denn aus? Scheiße, wie siehst du denn aus?« Ja, Weihnachtspunk mit Kotzbrocken und Slime – das ist schon sehr sehr ungewöhnlich, dachte Paul und schüttelte rhythmisch sein Haupt.

»Mach sofort den Krach aus«, brüllte seine Mutter und fing an zu weinen. Paul befand, dass Anarchie vielleicht kein gutes, aber ein recht ungewöhnliches Geschenk ist. Wobei er dabei keinerlei Reue spürte, schließlich waren die Pullover und Socken, die man regelmäßig für ihn ausgesucht hatte, auch keine einfachen, sondern eher ungewöhnliche Geschenke. Wenn also Weihnachten überhaupt einen Sinn hatte, dann dass man etwas sehr persönliches verschenkt. »Du Arsch«, sagte sein Vater, und auch das war ungewöhnlich und ein Geschenk – sprachlich jedenfalls.

»Ich habe überhaupt keine Lust mehr, dir etwas zu schenken«, sagte sein Vater und Paul wusste, dass es ihm ernst war. Ihm aber war es egal. Anarchie ist ein großes Geschenk und das erfordert keine Gegenleistung. Seine Mutter hatte sich in der Zwischenzeit gefangen, sprach etwas wie: »Komm, Schwamm drüber – es ist Weihnachten – wir sollten uns nicht streiten« und nahm Paul in den Arm.

»Wir haben dieses Jahr nicht viel gefunden«, sagte seine Mutter, »wir haben uns entschlossen, anstatt Geschenke zu machen, das Geld zu spenden. Für Menschen, die es nötiger haben als wir. Aber eine

Kleinigkeit haben wir uns dann doch ausgedacht«, sagte sie, strahlte ihn an und er ahnte Böses.

Was sollte er nun tun? Sollte er ihnen sagen, dass er sich soviel Gedanken wie noch nie über Weihnachten gemacht hatte? Sollte er ihnen sagen, dass er zum ersten Mal im Leben etwas Selbstgemachtes verschenkt hatte? Etwas kreatives?! Etwas, das mit ihm zu tun hatte? Sollte er ihnen sagen, dass Anarchie vor allem damit zu tun hat, dass einem alles andere egal ist, vor allem auch die Menschen, die irgend etwas nötiger haben als man selber? Paul nahm das Päckchen entgegen und fingerte unbeholfen an der Schleife herum. Als er es öffnete und ein T-Shirt mit der Aufschrift »Punk's not dead« in den Händen hielt, wusste er, dass dies das Ende seiner Jugend sein würde und er drehte sich um, um seine Blockflöte zu suchen.

Anarchie kennt viele Formen des Ausdrucks.

Liebes Tagebuch!

Jetzt ist Weihnachten endlich vorbei, aber es will immer noch keine Ruhe und Gemütlichkeit aufkommen. Die Drogenpfeife, die meine Eltern mir geschenkt haben, ist bei Ebay für nur 2 Euro weggegangen – der Markt scheint gesättigt oder breit zu sein – wie man es auch sehen mag. Die Krawatte, die ich verschenkt habe, habe ich zwei Tage später auch bei Ebay entdeckt – meine Freundin hat nun ein Notebook mit eigenem Internetzugang und sie sofort eingestellt. Die Diskussionen mit ihr reißen auch nicht ab. Um den Weihnachtsbaum bin ich ja herumgekommen, jetzt soll ich mich endlich mal entscheiden, auf welche Silvesterparty ich gehen möchte. Mann, ist das ein Freizeitstress!

Silvester kommt immer zu früh

Gut – die Geschenke sind umgetauscht! Die Henning-Mankell-Hörspiel-CD liegt wieder eingeschweißt bei Saturn im Regal und auf dem Plattenteller dreht sich dafür die neue CD von Interpol. Mutti hat die Reste der Gans vom Teller gekratzt und das Tafelsilber ist frisch poliert und schlummert nun voller Hoffnung in der Schublade herum, dass irgendwie noch eine Taufe oder Hochzeit ansteht – im nächsten Jahr. Und das kommt schneller als gedacht oder gewünscht.

Vor allem, weil kaum Zeit bleibt, um eine gute Figur abzugeben oder die gute Figur zurückzugewinnen. Und eine gute Figur will man ja auf der anstehenden Silvesterparty abgeben. Aber weil man die nicht hat, sagt man lieber erst einmal nicht zu bei Einladungen, sondern bleibt vage und etwas ängstlich bei dem Gedanken, sich mit dem gemästeten Körper in aller Öffentlichkeit zu präsentieren. Jeder hat diese Angst, dass der Bauch dann ungewohnten Schatten wirft und im Schein des hell erleuchteten Himmels noch etwas rundlicher wirkt als im Schummerlicht der Schlafzimmerbeleuchtung. Nein, man will sich das nicht antun, man wartet ab und schaut erst einmal, was es so gibt an Möglichkeiten, ungeschoren davon zu kommen. Vielleicht doch lieber das gemütliche Essen zu zweit anstatt des großen Tanzauftritts? Oder die Sicherheitsnummer – also ganz alleine vor dem Fernseher? Um

zwölf dann kurz ein Gläschen Bier und dann aber ab unter die Decke, damit man sich nicht mehr sehen muss? Die Entscheidung fällt schwer. Das meist gebrauchte Wort zwischen Weihnachtsgans und Silvesterkarpfen ist daher natürlich: »Mal schauen.«

Eine zu frühe Festlegung kann damit enden, dass man sozial geächtet ins neue Jahr stolpert. Silvester selbst ist schon okay, aber der Termin stimmt nicht so ganz. Silvester kommt nämlich immer zu früh. Ein angemessener Termin für eine schöne Jahreswende-party wäre so ab dem 26. Januar vorstellbar. Leider hat mir bislang niemand für diesen Termin zugesagt, was ich absolut nicht verstehen kann, denn die Argumente sind auf meiner Seite.

»Hey, bleibt doch am 31. Dezember schön zuhause, heilfastet euch einen und wir sehen uns dann auf meiner großen Silvesterparty am 26. Januar. Es gibt endlich mal wieder gutes Essen und das Feuerwerk hält sich sowieso bis dahin – und es fällt an diesem Tag besonders auf und geht nicht unter im allgemeinen Rumgeknalle.« Auch das ist nämlich frustrierend an diesen Silvesterfeiern zum 31. Dezember. Für extrem teures Geld kauft man extrem viele Raketen und freut sich schon auf das Feuerwerk – und dann sieht es keiner, weil die Stadt mal wieder großkotzig losklotzt und meint, sie müsse einem die Schau stehlen. Wer das nicht versteht und einsieht, der hat es nicht verdient, zu meiner Silvesterparty am 26. Januar zu erscheinen. Aber gute Ideen scheinen Zeit zu brauchen, ehe sie sich etablieren.

Ich habe meine Freunde deutlich überschätzt. Umgeben von reaktionären Traditionalisten bin ich, die reihenweise anrufen und von mir verlangen, ich solle mich endlich entscheiden, ob ich nicht zu ihrer Silvesterparty kommen will. Entweder jetzt eine feste Zusage oder wenn ich dann überraschend und unvorangemeldet doch komme, dann kriege ich eben keinen Sekt. Gute Freunde sind das ... Dabei habe ich doch noch nicht die geringste Ahnung, wie sich Lebkuchen und Raclette-Essen an Weihnachten auf meine Hosengröße auswirken werden. Wenn alles dicke kommt, dann passen mir nämlich meine guten Discoshoen nicht mehr. Und ohne Hose gehe ich garantiert nicht auf irgendeine Party. Ohne Hose kann ich höchstens die Fernsnummer durchziehen und mich dann alleine ins nächste Jahr hineinheifasten. Aber das ist egal! Meine Party steigt am 26. Januar. Wenn Ihr also an diesem Abend ein fulminantes Feuerwerk am dunklen Himmel seht, dann wisst Ihr schon mal Bescheid. Ich bin's. Ich feiere Silvester, knalle was das Zeug hält und tanze danach in meiner glänzenden und eng anliegenden Discohose bis in den frühen Morgen hinein. Mal schauen, ob jemand kommt, um mit mir zu feiern ...

Liebes Tagebuch!

Die letzten Tage war nicht viel los! Ich bin mit meiner Freundin zuhause geblieben und wir haben in der Neujahrsnacht gemeinsam gekocht. Um 22:45 Uhr sind wir dann vor dem Fernseher eingeschlafen. Ohne Harald Juhnke ist die Silvester-Gala einfach nicht mehr das, was sie mal war. Schade ist auch, dass die Sender jetzt kein Geld mehr für gute Spielfilme haben. Alle guten Filme wurden zwischen Weihnachten und Silvester gezeigt – warum auch immer. Ab jetzt wird wieder nur der alte Müll gesendet – neu verpackt und beinahe aktuell, wenn man mal die letzten sechzig Jahre außer Acht lässt.

Hitlers Mützennäher

Na ja, da kann man dann wohl nichts machen! Ich bin und bleibe ein Deutschländerwürstchen. Da nutzt es auch nichts, dauernd Pizza zu essen. Ich esse natürlich antifaschistische Pizza, um meine Toleranz anderen Völkern gegenüber unter Beweis zu stellen. Also eine Pizza Calzone, damit man den ganzen braun gebackenen Käse nicht sehen muss. Obwohl – ist Italien eigentlich das richtige Speiseland, um Antifaschismus zu verköcheln? Da gab es doch mal was ... Isma egal, dann geh ich halt demnächst wieder zum Inder. Der ist garantiert Antifaschist, der ist Pazifist am pazifischen Ozean. Oder ist das gar nicht der pazifische Ozean? Auch egal! Hauptsache weit weg. Hier hat man ja keine Ruhe mehr. Im Land der blühenden Landschaften und des Rosen- und Blumenkohls ist man immer von Nazis umgeben – überall!

Entweder selber Nazi, also Zweitwohnung in Dresden, oder Freund von Nazifreunden oder aber – und das ist das Schlimmste – Nazihistoriker. Und Freund eines Nazihistorikerfreundes. Kein Tag vergeht, ohne dass man in den Medien über Hitlers Spazierstock stolpert. Und wenn einer das gut findet, dann natürlich Guido Knopp. Der purzelt nicht nur über Hitlers Spazierstock, der dreht darüber gleich einen Dreiteiler. Hitlers Spazierstock im Juli 33. Hitlers Spazierstock im Juli 44 und die zwölf letzten Tage von Hitlers Spazierstock – nee, das waren ja andere! Das mit den

letzten Tagen. War aber auch nicht spannend, hätten sie gleich einen Film über Hitlers Spazierstock drehen können. Wer soll sich das denn noch anschauen wollen, so fragt man sich. Dauernd werden neue Personen aus dem Dunstkreis von Hitler ausgegraben, feierlich exhumiert und vor die Kamera gezerrt. Hitlers Konstrukteur, Hitlers Architekt, Hitlers Bademeister, Hitlers erster, zweiter und dritter General, Hitlers Sekretärin, Hitlers Zeichenlehrer, Hitlers Lieblingsringeturner, Hitlers Friseur, Hitlers Hitlerbildermaler und nicht zu vergessen: Hitlers Mützennäher.

So langsam kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass das bisherige Bild von Hitler komplett historisch verzerrt gewesen ist. Bei so vielen netten Leuten in seiner Umgebung ist er nämlich keineswegs ein paranoider Sozialphobiker gewesen. Hitler muss ein ganz geselliger Mensch gewesen sein. Mindestens 200 Personen müssen zu seinem engsten – und ich betone engsten – Freundeskreis gehört haben. Anders lässt es sich gar nicht erklären, dass ich noch bis zur eigenen Rente Guido-Knopp-Beiträge gucken muss, in denen mal wieder eine neue und bislang völlig unbekannte Perspektive des Dritten Reiches und vor allem des Reichsführers gezeigt wird. Guido Knopp ist mittlerweile zum größten Heils- und Heilbringer der Nation geworden. Es ist nur die Frage, in welcher Reihenfolge.

Dabei kann man das Wissenswerte über Nazideutschland auf einen Zwischenbeitrag in der Sendung mit der Maus reduzieren. Kurz bevor die Maus mit den Wimpern klackert und der kleine blaue Elefant durchs Bild stolpert und die Maus aufbläst, könnte man den alles erklärenden Beitrag über Hitler samt seines tollen

Dritten Reiches und aller seiner Freunde senden. Das würde dann in etwa so klingen:

»Das dritte Reich war doof. Dauernd haben doofe Leute doofes Zeug erzählt. Die Menschen, die zu dieser Zeit gelebt haben, wussten nämlich nicht viel. Viele wussten gar nichts und von gar nichts – das ganze Volk war also doof. Und böse war es auch, ganz schlimm böse. Und das ist der Hitler – der ist auch doof. Der ist nämlich der Anführer all der Doofen. Und er ist komisch. Guckt mal, wie tief der seine Mütze ins Gesicht gezogen hat. Der kann keinem in die Augen schauen. Der ist wahrscheinlich schüchtern. So wie der kleine dicke Peter in meiner Nachbarschaft – der ist auch schüchtern. Aber der Hitler, der hat ganz schön viele Freunde. Der hat viel mehr Freunde als der kleine dicke Peter in meiner Nachbarschaft. Der Hitler, der hat einen Architekten, einen Konstrukteur, der hat Generäle, Bademeister, Mützennäher und und und. Und der hat den Guido. Der Guido ist ein Fan von ihm. Dauernd macht der Guido deshalb Filme über ihn. Das freut den Hitler ganz bestimmt. Guckt mal – da auf dem Bild, da lacht der Hitler. Ja, der freut sich bestimmt, weil er weiß, dass der Guido wieder mit seiner Kamera dabei ist. Ansonsten könnt ihr das Dritte Reich am besten vergessen. Esst lieber was leckeres – beim Inder zum Beispiel. Beim Italiener müsst ihr aufpassen – die hatten nämlich auch so einen wie den Hitler. Die Italiener waren auch doof. Aber das haben heute alle vergessen, weil die Italiener keinen Guido haben, der dauernd Filme macht und sie daran erinnert, dass alle doof sind. Dafür haben die Italiener jetzt den Berlusconi. Das ist die Strafe.«

Liebes Tagebuch!

Ich glaube, ich werde langsam wundersam. Wenn man nichts zu tun hat und die Zeit mit Schreiben verbringt, dann entwickelt man so seine kleinen Eigenheiten.

Hakle zu feucht

Hallo, ich bin der Ismael und ich bin das erste Mal hier. Ich weiß nicht, ob ich hier überhaupt richtig bin – ich meine, ich könnte jeder Zeit damit aufhören. Kann ich, könnt ihr mir glauben. War auch nicht meine Idee, hierher zu kommen. Aber in meinem Umfeld meinten einige Personen, dass es an der Zeit wäre, dass ich mal damit aufhöre und mich bessere. Obwohl ich das gar nicht so schlimm finde – ich meine, was mach ich denn schon? Ich bestehle niemanden, ich drücke mich nicht in dunklen Ecken herum und ich geh auch nicht auf den Strich, wenn ich mir was besorgen will. Ist doch wahr! Therapie – da lach ich aber mal drüber! Der Arzt hat gesagt, ich soll mal in die Gruppe hier gehen und dann würden wir weiter schauen. Ich sei ein »Bedeutungjunkie«. Das habe ich noch nie gehört. »Bedeutungsspiegel« – komisches Wort. Und er? Der ist nicht mal Doktor, der ist nur Arzt. Einen Komplex hat der, wenn man mich fragt.

Gut, ich halte was auf meine Meinung und deswegen schreibe ich Testberichte über Produkte. Die sende ich dann an die Hersteller. Ist doch auch gut für die, mal so eine Rückmeldung aus dem Volk. Leserbriefe schreibe ich auch. Viele Leserbriefe – besonders gerne schreibe ich dem *Spiegel*. Ich komm da locker so auf sechs Leserbriefe pro Ausgabe. Lange Leserbriefe. Ich schreib mehr als alle Redakteure zusammen. Aber glaubst du, man kriegt ein nettes Wort dafür – oder mal 'ne

Einladung zur Betriebsfeier oder so? Nichts – absolut nichts. Ja, was glauben die denn, wer sie sind?

Gut, meine Ehe ist gescheitert. Geb ich zu. Ich hatte einfach keine Zeit mehr für meine Frau. Was will man denn machen, wenn man den ganzen Tag Produkte testet und Berichte tippt. Da ist sie halt irgendwann gegangen. Isma egal! Dauernd das Rumgenörgele. War eh kaum auszuhalten.

»Jetzt komm aus dem Bad raus.«

»Geht nicht, ich teste gerade und feile noch an meinem Bericht ... Findest du nicht auch, dass Hakle zu feucht ist? Ich meine, das ist doch kein feuchtes, das ist klitschnasses Toilettentpapier. Feucht heißt etwas benetzt, also eine ganz leichte Form von Nässe. Das hier ist nicht feucht, das ist eindeutig nass. Nasses Toilettentpapier, müssten die da draufschreiben. Das wäre ehrlich und jeder wüsste Bescheid. Wenn du das hier auswingst und dir über den Kopf hältst, dann hast Du 'ne Campingdusche! Das muss denen doch mal einer schreiben, sonst geht das immer so weiter. Die sollten das Hakle-zu-feucht nennen.« Als ich aus dem Bad kam, da war sie weg.

Aus der Firma bin ich auch rausgeflogen. Nur, weil ich den Kunden an ihre Bestellungen meine Testberichte unserer Produkte drangetackert habe.

Angefangen hat das schon sehr früh. Da hab ich Salamander geschrieben, wie schlecht ich ihre Schuhe finde. Allerdings habe ich damals gedacht, dass Lurchie die Schuhe selbst herstellt – also habe ich meine Briefe an Lurchie und nicht an Salamander geschrieben. War aber egal. Hat sich eh nichts geändert. Die Schuhe sind deswegen nicht besser geworden.

Der *Spiegel* übrigens auch nicht. Der ist auch nicht besser geworden. Dann kriegen die halt weiterhin sechs Briefe pro Ausgabe. Und Hakle? Hakle ist immer noch zu feucht. Hakle produziert trotz meines Testberichtes nasses Toilettenpapier. Noch immer muss man nach der Anwendung mit einem Zewa-Wisch-und-Weg nachtrocknen. Das saugt zwar nicht so wie in der Werbung versprochen, aber für den Zweck reicht's.

Manchmal, also manchmal, da frag ich mich schon, für wen ich all das mache, wenn sich ja doch nichts verändert. Aber dafür könnt ihr ja nichts. Is ja nicht Euer Bier. Apropos Bier – wisst Ihr eigentlich, dass Bierdosen viel zu klein sind? Muss man immer ganz viele von mitnehmen, wenn man mal grillen geht. Ist aber auch allen egal gewesen, dass ich ihnen Berichte und Mahnbriefe geschrieben habe. Die einzigen, die reagiert haben, waren die von Faxe. Die haben große Dosen. Nutzt aber nix. Is nämlich ein schlechtes Bier. Schlechtes Bier in großen Dosen – was ist denn das für eine verrückte Welt?

»Bedeutungsjunkie« – das Arztaschloch! Wenn es nach mir ginge, dann würden solche Ärzte überhaupt nicht praktizieren dürfen. Muss ich wohl mal der Ärztekammer schreiben. Ich glaub jedenfalls, das hier ist nichts für mich. Es gibt nichts anständiges zu trinken und alle gucken so traurig. Also wenn es nach mir ginge, dann würde es diese Selbstmitleidsgruppen ja gar nicht geben. Die würden bei mir unter das Versammlungsverbot fallen. Aber mich fragt ja keiner und sonst hat keiner so gute Ideen. Muss ich mal dem Kanzler schreiben, das mit dem Versammlungsverbot für Selbstmitleidsgruppen.

Liebes Tagebuch!

Heute habe ich beschlossen, dass ich Sport machen werde. Die Welt wächst zusammen, mein Bauch nur in die Breite. Ich muss Sport machen. Aber es darf nicht zu anstrengend sein. Es muss ein Sport sein, bei dem man die körperliche Belastung gar nicht merkt – irgendein Sport in der Schwerelosigkeit. Leider sind die Angebote für Bauch-Beine-Po-Training im All noch begrenzt und sehr teuer. Ich habe mich also durchgerungen und werde tauchen gehen!

Geiz ist geil

Geiz ist geil – so lautet angeblich der beste oder zumindest erfolgreichste Werbeslogan in den vergangenen Jahren. Der lustigste aber ist er auf gar keinen Fall! Beinahe zufällig stieß ich bei einer der Wanderungen im Nippesser Großraum auf die folgende Werbung:

»IQ um 20 Prozent gesenkt!«

Na, das ist doch mal ein Trend im Zeichen der Zeit, dachte ich mir und wollte mir noch eine supergünstige IQ-Reduzierung sichern. Leider handelte es sich aber nicht um ein Spirituosengeschäft, sondern um einen Sportzubehörladen. IQ ist für Taucher in etwa das, was Nutella für den Schokoladenbrotaufstrichfreund bedeutet. IQ ist die Marke für Taucherzubehör überhaupt. Das merkte ich schnell, wenn auch nicht gerade in einer überragenden Reaktionszeit. Ich betrachtete die merkwürdigen Gegenstände, die sich irgendwie nicht so richtig entscheiden können, ob sie nun für unanständige Sexualpraktiken oder für Besuche bei Riesenkriaken hergestellt sind. Gummianzüge, Gesichtsmasken, Neoprenhandschuhe, Taschenlampen mit Kopfhalterungen, Harpunen und schweres Bergungsgerät – das alles kann ja auch durchaus anders seine Anwendung finden.

Vielleicht taugen die Artikel sogar, um unanständige Sexualpraktiken mit Riesenkriaken durchzuführen. Für

eine IQ-Reduzierung aber sind sie denkbar ungeeignet!

»Ich will mir mein Hirn nicht wegschnorcheln, ich möchte es lieber behaglich und in Ruhe niedertrinken«, sprach ich und wandte mich zum Gehen, aber der Verkäufer witterte knisternde Scheine in meiner Geldbörse und wollte mich nicht so einfach davon ziehen lassen.

»Edler Mann, ich glaube, ich kann ihnen helfen. Es gibt durchaus die Möglichkeit, Tauchen und IQ-Reduzierung miteinander zu verbinden. Wobei Tauchen, unter uns gesagt, per se mit einer IQ-Reduzierung verbunden ist. Aber wenn Sie drauf bestehen, dann mach ich ihnen ein paar extra gute Angebote.«

»Au ja, Angebote finde ich prima – auch wenn ein Angebot in einem Sporttauchergeschäft eine gewisse Tautologie aufweist – der Boote wegen.«

»Ja, wir sollten ihren IQ deutlich reduzieren. Sie sind ja total übergeschnappt«, sagte er.

So kam er möglichst eiligen Schrittes hinter seinem Tresen hervor und tappste in Richtung Verkaufsraum, wobei die Geschmeidigkeit seines Ganges deutlich darunter litt, dass er Flossen trug – aber was erwartet man schon von einem Verkäufer in einem Tauchshop.

Ich verstand ihn nun deutlich besser; er hatte sein Mundstück entfernt, und um besser sehen zu können, hatte er sich die Taucherbrille – wie ein italo-latinischer Gigolo seine Sonnenbrille – ins gelockte Haar hinauf geschoben. Er suchte in Prospekten und blätterte in Katalogen, tippte Zahlen in seine Armband-Taschenrechner-Uhr und sog zwischendrin immer mal wieder an einer mit Sauerstoff gefüllten Flasche.

Nach 8 ½ Minuten war sein Gedankentauchgang zu

Ende und er erschien wieder an der Oberfläche des Verkaufsgesprächs.

»Ich habe alles durchgerechnet«, sagte er. »Es gibt einige Möglichkeiten, wie sie von der IQ-Reduzierung profitieren können«, sprach er und legte mir eine Liste vor. »Ich kann ihnen günstige Taucherflaschen anbieten. Sie kriegen, sagen wir mal zehn Prozent, wenn sie eine normale Flasche nehmen. Damit können sie überall tauchen und sich Fische anschauen. Zwanzig Prozent billiger kann ich ihnen die Flasche anbieten, wenn wir zwanzig Prozent weniger Sauerstoff reinpacken. Dann können sie im Fühlinger See tauchen und sehen nach drei Minuten sogar dort Fische, obwohl da gar keine sind. Wenn sie eine Flasche mit fünfzig Prozent weniger Sauerstoff nehmen, dann kriegen sie noch mal zehn Prozent. Wenn sie damit länger als zwanzig Minuten tauchen, dann ist ihr IQ garantiert dauerhaft reduziert. Eine komplett leere Flasche kann ich ihnen sogar für die Hälfte des Preises geben. Wenn sie damit tauchen gehen, dann sehen sie zuerst Fische, wo keine sind, und tauchen nach zehn Minuten vollständig ab. Dann werden sie sogar später von Fischen gefressen und über ihren IQ brauchen wir uns gar keine Gedanken mehr zu machen. Fünfzig Prozent, das ist aber mein letztes Angebot!«

«Wow«, sagte ich. » Fünfzig Prozent, das ist ja ein tierisch gutes Angebot. Ich glaube, ich nehme zwei davon.«

Liebes Tagebuch!

Es wird mal wieder Zeit, an meinem Buch weiter zu schreiben. Einer muss es ja tun! Lange ist mir nichts mehr eingefallen, weil ich tauchen war – fast ohne Sauerstoff! Man erholt sich dann so langsam ... Jetzt habe ich wieder Kraft getankt und sogar ein Buch gelesen. Es inspiriert, wenn man mal ein Buch liest – vor allem, wenn man selber Autor werden will. Eigentlich wollte ich das gelesene Buch einfach abschreiben, aber das könnte bei der AG-Wort auffallen – ich bekomme dann keine Tantiemen, sondern Ärger. Das hilft mir auch nicht. Aber das Buch hat großen Eindruck auf mich gemacht ... Ehrenwort!

Die Zumutungen der ganzen Welt

Das Wüten der ganzen Welt, so lautet der Titel eines gar nicht so schlechten Romans von Maarten 't Hart. Ja aber worauf soll man denn eigentlich so wütend sein? Oder worauf könnte die ganze Welt wütend sein? Ein etwas aufgeblasener Titel, wenn man mich fragt. Wut ist nur ein ganz kleines Wort. Dreht man das W der »Wut« einfach um, so kommt »Mut« heraus. Ein schönes Spiel – zugegeben. Aber »Das Muten der ganzen Welt? Wie klingt denn das? Das ist nun leider sinnlos. »Das Muhen der ganzen Welt« wäre auch ein schöner Titel. Das hat sogar Sinn, klingt aber eher wie die Biografie eines Bauern aus dem Oberbergischen Land. Wer würde sich schon einen solchen Roman kaufen? »Die Mythen der ganzen Welt?« Ein dreihundertbändiges unbändiges Werk mit wirklich allen Mythen der ganzen Welt. Auch ein schönes Buch.

Ich schreibe gerade an den »Zumutungen der ganzen Welt«. Das ganze Buch voll von Zumutungen. Hier eine Zumutung, dort eine Zumutung. Alles sauber recherchiert und zickzackig auf schlanken Seiten eingebunden. Ein beeindruckendes Werk. Und Zumutungen gibt es ziemlich viele. Ist natürlich nicht fertig, das Buch, aber einen kleinen Einblick kann ich schon mal geben. Ein Kapitel handelt von den Zumutungen der Arbeit. Nicht genug damit, dass man heutzutage überhaupt arbeiten muss, die Arbeit ist auch härter

geworden. Und natürlich seltener, also schon so extrem selten, dass ein regelgerechter Verteilungskampf um das bisschen Arbeit begonnen hat. Und der wird immer härter und brutaler. Neulich berichtete eine deutsche Tageszeitung von einer Geschäftsstelle der DAK in Osnabrück, in der sich die Sachbearbeiter der Buchstaben A-F gegen jene von O-R zur Wehr setzen mussten. Immer wieder wurden sie mit vorgehaltener Waffe gezwungen, ihre Akten herauszurücken. Erst ein ausgehobener und verminter Graben in der Mitte der Zweigstelle führte zu einer temporären Befriedung und gleichen Verteilung der Arbeit.

Die Mitarbeiter sitzen nun übel gelaunt und misstrauisch hinter uralten PCs in ihren Stellungen und bäugeln sich. Geht einer auf die Toilette, sind seine Akten weg und werden ruckzuck von anderen weiterbearbeitet. So hart ist der Verteilungskampf um die Arbeit geworden. Eine absolute Zumutung, wenn man in der DAK-Geschäftsstelle in Osnabrück arbeiten muss.

Eine andere Zumutung der ganzen Welt sind die viel zu kleinen Warenablageflächen der Kasse bei Aldi. Sie haben keinen Warenauslauf mit Schwingzuteiler, sondern nur ein minimales Plätzchen, das gerade ausreicht, wenn man sich einen einzelnen Keks kaufen will. Bei einem Großeinkauf werden die Waren sofort auf dem Boden landen, wenn die Kassiererin sie weiterschiebt. Aber damit nicht genug! Sie haben nun Scannerkassen bei Aldi. Man verliert komplett den Respekt vor den Kassiererinnen, die früher der Hochadel der Supermarktkassenwarte waren. Während man noch nach dem passenden Kleingeld suchte,

wurde schon mal gerne der dritte in der Schlange abkassiert, weil seine Waren längst eingegeben waren. Und von den Kunden, die in den Laden reinkamen, wurden auch bereits die Waren eingetippt, die sie in den kommenden Minuten einkaufen würden. Heute ist es bei Aldi genauso langweilig wie im Stüssgen oder bei REWE. Das Kundengefühl ist schlechter geworden, weil man meint, immer im Wege zu stehen, wenn man zu langsam einpackt. Die arme Kassierin kann niemanden mehr vorziehen, weil sie ihren dämlichen Scanner nicht drei Meter weit nach hinten ziehen kann – das Kabel ist zu kurz. Absolute Zumutung! Abgestiegen in die zweite Liga des Kassierwesens. Apropos Abstieg ...

Fußball ist auch so eine Zumutung. Schiedsrichter, die sich bestechen lassen, sind an und für sich genommen ja ganz okay – sie sind vor allem menschlich. Aber wieder einmal hat Deutschland bewiesen, dass es dem internationalen Vergleich nicht standhalten kann. Man denke sich nur einmal, um welche Summen es bei Spielern und Schiedsrichtern in Italien gegangen wäre. Italien, ja das ist ein Land, in dem der Fußball noch was wert ist. Dort wäre es ein Skandal gewesen, wenn eine Schiedsrichterpfiffe nur 70.000 Euro für einen Betrug genommen hätte. Das sind doch keine Preise für fünf verpiffene Spiele auf hohem Niveau! Das wäre bei einem italienischen Schiedsrichter allerhöchstens die Spesenrechnung aus dem Bordell gewesen, in dem das Vorgespräch stattfand. Also die Akquisesumme und nicht der Gehaltszettel. Absolute Zumutung, die totale zweite Liga, in der wir da rumspielen.

Eine ordentliche fußballerische Zumutung ist natürlich auch die Vergabe der WM-Karten. Losen? Okay! Zu wenig Karten? Isma egal!

Aber wer will schon eine WM-Karte mit seinem Namen und der Personalausweisnummer drauf haben. Ich will nur kurz zum Fußballspiel und mich nicht mit meiner Eintrittskarte immatrikulieren.

Und vor allem: wie wollen denn die ganzen Ordner, die den Einlass zu den Spielen kontrollieren, in Ruhe ihren Job machen? Jetzt müssen wir erst einmal für viel Geld tausenden an Ordnungskräften von Kötter Security Lesen und Schreiben beibringen, damit die überhaupt, also rein technisch, in der Lage sind zu kontrollieren. Und warum der ganze Mist? Damit es jenseits der FIFA keinen weiteren Schwarzmarkthändler mehr gibt! Reicht ja auch, wenn man oben links, hinter einem Betonpfeiler in 200 Meter Entfernung vom Feld steht und für das Endspiel den Schnäppchenpreis von 600 Euro für die Karte gezahlt hat. Das sind in etwa die Schwarzmarktpreise, die vor zwölf Jahren noch als skandalös von der FIFA beschimpft wurden und nun selbst erhoben werden. Aber dafür weiß man dann wenigstens seinen Namen und seine Personalausweisnummer. Das konnten die dilettantischen Schwarzmarkthändler vergangener Zeiten eben nicht gewährleisten. Zumutung!

Eine ganz wunderbare Zumutung für mein schönes Buch der Zumutungen der ganzen Welt. Das schönste Buch, das jemals Menschen zugemutet wurde. Mutig, mytisch und mystisch – alles, was Herr Maarten 't Hart eben nicht hat.

Liebes Tagebuch!

Das Jahr schreitet voran und nichts scheint es aufhalten zu können.

Die Tauchausrüstung habe ich auch schon wieder verkauft. Sport in der Schwerelosigkeit eines trüben Baggersees reduziert alles – das Konto, den Freundeskreis, die Möglichkeit, ohne zu erbrechen überhaupt noch einmal in einen Baggersee zu springen ... was da alles auf dem Grund herumliegt – ekelhaft! Aber es reduziert nicht das miese Körper- und Kopfgefühl. Mein Kopf ist leer. Mein Buch kommt extrem schleppend voran. Maarten 't Hart wird völlig überschätzt.

Die letzten Tage bin ich nicht dazu gekommen zu schreiben oder mir überhaupt Gedanken zu machen – ständig klingelten fremde Menschen an meiner Tür und wollten meine Toilette benutzen. Manchmal ist es doof, wenn man mitten in Köln eine Wohnung genau am Zugweg hat. Überhaupt Karneval ... schon eher speziell zu nennen, was man da so erlebt und vor allem an Liedern hören muss. Ich habe mal alle Liedzeilen der großen Kölner Karnevalslieder zusammengefügt und ein paar andere Worte drumrum gebaut. Mal schauen, ob es dir gefällt – oder ob du es überhaupt verstehst. Schließlich weiß ich nicht, ob du Kölsch sprichst oder trinkst. Dem Einband nach bist du ja in China hergestellt worden. Apropos China ... hab ich dir eigentlich schon von meiner Begegnung mit dem Chinesen im Zug berichtet? Oder schon von Karneval?

Ein kleiner Versuch der Bewältigung

(- oder ein Text, den man wohl nur versteht, wenn man aus Köln kommt und gerne singt.)

Jedes Jahr geht das Trömmelschen wieder los und die Karawane zieht weiter, bis sie den Dom in Köln lässt und sich trinkend im Veedel verkriecht. Irgendwo verschenkt jemand ein paar Blömsche, während ein paar tanzende Bure, auf der Suche nach ihrer Schulbildung, mit ein paar anderen Nullen gemeinsam die Multiplikation trainieren. In einer karnevalistischen Sitzungsblockade im Gürzenich fordern maskierte Räuber höhnend die Bläck Fööss zur Aufgabe – weil, die Brings nicht. Ein Mitglied des Elferverrats schreibt derweil auf einem Stück Büttenpapier eine anzügliche Bemerkung über das beinahe ausgezogene Tanzmariechen.

»Lässte mich ma rieschen, Mariechen?«

Auch alt, der Witz, genau wie der Präsident, aber immer wieder und gern auch noch einmal, aber dann schunkelnd. Ein *häärrrrrlisches* Bild. Das ganze Traditionscorps seit 1853 schon schäl und immer dabei – dat is prima, Viva Colonia, nää, die sind ja nicht mehr in Colonia. Unter tosendem Zufall betritt eine Karnevalsentdeckung die Bühne und trägt ihr närrisch hitparadisches Lied vor. »Die Bühle vum Schramma, die fleck m'r zosamme, dann es et vorbei.« Beinahe wagt sich eine Kehle an gurgelnde Laute. Nur dem behätzt vun d'r Welt auftretenden treuen Husaren ist es zu verdanken, dass es nicht zu einem Eklat oder gar zu einem vollmundigen Lachen kommt. Das Rumpel-

stilzchen schwadroniert sofort als Ersatz auf die Bühne und verhindert Schlimmeres. Das ging gerade noch mal gut. Beinahe hätte der Humor einen klaren Sieg über den 1. FC eingefahren.

Ein ganz normaler Abend im Gürzenich neigt sich langsam seinem Wir-sind-noch-lange-nicht-am-Ende Ende zu! Plötzlich stürmen vier bis in den Zahnschmelz betrunkene Aktivisten der Al-aaf-Brigaden den Kölner Kulturraum und erzwingen unter der Androhung von Gesang einen Kranz Bier. Wie echte Fründe schauen sie aus – einer wie alle, alle nur eines. Einsam.

Die Frauen kreischen vor laufenden ARD-Kameras und werfen sich augenblicklich erst in Pose und dann den Brigadisten an den Hals. Erstaunlicherweise sehen die Frauen alle aus wie Prostituierte. Die, die keine sind, wären gerne welche. Die, die welche sind, sehen immer so aus und fallen nicht auf.

Ein ungewöhnlicherweise als Matrose verkleideter homosexueller Karnevallkrawallerist richtet die Konfetti-Kanone auf die Al-aaf-Brigade und schießt. Die fallen sofort um, ob vom Druck des Konfettis oder aber des einverlebten Bierkranzes halber mag und kann niemand mehr einschätzen. »Ich war noch niemals in New York«, sagt der Anführer noch lallend, im Fallen begriffen. Sein Gesicht wird unterdessen von einer Sardelle auf der Pizza von Frau Schmitz zerschnitzt. »Oh lälä, willst du wirklich Pizza«, brüllt deren stämmiger Begleiter, der sich als Herr Pütz erst vor- und dann verstellt. So wie es seine Art ist, an diesen tollen Tagen. Die rechte Hand zum Gruß, nein zum Bestellvorgang erhoben, greift er mit den Händen zum

Himmel und ergattert eine der seltenen herumfliegenden Luftschlangen, die er augenblicklich in kleine Stücke zerreißt und sich durch die große rote Nase zieht. Er spült mit jotem Wasser us Kölle nach, während auf der Bühne eine unendlich lange und langweilige Polonaise aus roten, blauen, orangen und blauen roten Funken begonnen hat. Sie reicht vom Anfang der Bühne bis zu Jan von Werth, der wieder einmal das Schlusslicht, also den Arsch der Welt, in diesem Spektakel bildet und ihn wackelnd hinhält. Dazu leiht er sich ein Holzgewehr von einem roten Funken und wird noch an Ort und Stelle wegen dieser Übergriffigkeit in geregelterm Traditionsverkehr aller seiner Orden beraubt. Im Saal bilden sich erste verzweifelte Gruppen aus Frohgesinnten, die in flankierenden Maßnahmen »Bier her, Bier her ... oder« skandieren, aber dann trotzdem umfallen.

Derweil wird vorne, in der völlig betrunkenen Polonaise, der Ratsbeschluss gefasst, noch vor der nächsten Session eine größere Müllverbrennungsanlage zu bauen. Ein guter Geschäftsabschluss für alle. Nur der im Underground befindliche Köbes kriegt davon nichts mit, weil er mit einem fussich Mariellche oder wem auch auch sonst und immer beschäftigt ist und sich heftig um Beischlaf bemüht, nachdem er sie sich schön getrunken hat. »Typisch Kölsch, wir sind nicht mehr aufzuhalten«, spricht er sich selber einen Korn mit Mut zu und straft seinen Schnippi-Schnappi mit unklaren Blicken ab. Die Reste der Al-aaf-Brigaden sind unterdessen von als Clowns verkleideten Ordnern in kleine Müllsäcke gefegt und vom Huusmeister Kaczmarek zu der viel zu kleinen Müllverbrennungs-

anlage gefahren worden. Die Karneval-Securitate des Gürzenich hält sich aber ansonsten vornehm und dämlich im Hintergrund und nur drei Piraten wurden bislang von ihnen zu Blootwoosch, Kölsch un ä lecker Brötsche verarbeitet. Sogar der alte Holzmichel steht noch einsam und von ihnen unbemerkt am Tresen eröm und trinkt sich in einem fit.

»Wat och passeet, dat eine es doch Chlor«, singt eine der neunundzwanzig neuen Karnevalsentdeckungen ihr Lied über das Agrippa-Bad und auch hier kommt nicht mehr so recht die Stimmung auf. Das war dann auch schon der letzte und das letzte Beigetragene für diesen Abend.

Und noch während das Applausometer aus Langeweile seinen Selbstzerstörungsmechanismus aktiviert, gehen langsam allen Gästen die Lichter aus.

Bald isset vorbei – na denn ...

Liebes Tagebuch!

Es häufen sich wieder die schlechten Meldungen, nicht nur die schlechten Ausdünstungen aus den Mündern der singenden Karnevalisten. Die Welt nimmt keine Rücksicht auf Frohsinn und Freibier. Irgendjemand denkt sich wieder mal eine militärische Operation aus. Hoffentlich werden die Soldaten vorher anständig narkotisiert – sonst tun sich noch weh, wenn sie Einschüsse kriegen. Wir Künstler müssen jetzt eng zusammenstehen und komplett sozialkritisch das Böse in der Welt anprangern! Wir Künstler müssen überhaupt ständig irgendetwas anprangern. Das ist die Aufgabe der Kunst. Ich habe Hans Magnus Enzensberger angerufen und Wolfgang Niedecken – alle sind derselben Meinung – wir Künstler müssen dem Bösen in der Welt den Rücken und die Achsel zukehren und uns ordentlich über das Unrecht echauffieren.

Kleinkrieg ist Mist

Natürlich interessiert man sich in aller Regel für die großen Krisenherde. Über meinen Herd redet niemand. »Auch mein Herd ist ein Krisenherd«, habe ich mal in einer Geschichte beteuert, aber geholfen hat mir niemand. Keine Eingreiftruppe kam zum Spülen vorbei. Nein, die kleinen schmutzigen Herde sind uninteressant – groß müssen sie sein, am besten riesig krisig. Es sollte so richtig ordentlich aus dem Fernseher rumsen, dann schaut man auch noch auf und hält es nicht für eine Technoparty des Nachbarn. Schön ist, wenn die Bomben mit Kameras ausgestattet sind und man in einem dreidimensionalen Bild bei Stereo-bien-sur-around-Klang den Flug live mitverfolgen kann. Den Sinkflug, das Zischen der Luft und das Getöse im Gedüse. Das ist aber technisch schwierig und bislang können das nur die Amerikaner. Aber da die Technik so sauteuer ist, wird sie nur in ganz seltenen Fällen eingesetzt. Zum Beispiel, um der Welt zu beweisen, dass ihre Technik so genau ist, dass sie einem Taliban gezielt in die Plombe bomben können.

Da fliegt also dieses große Monster an Bombe durch die Luft, man zieht die Decke etwas höher, bis zum Kinn, weil einem schon vom Zusehen fröstelt und? ... Ab dafür! Zack, die Bombe durch den Kamin – Blitzlicht! Rums, Rauch und nochmals Rauch.

Erst langsam verzieht sich der Nebel und was sieht man? Der Taliban ist tot und seine Frau, die einen Säugling auf dem Arm hält, hat von dem Angriff gar nichts mitgekriegt. Sie sitzt ja mit dem Rücken zu ihrem bösbärtigen Taliban-Mann und summt ein Lied für ihr Kind, das beinahe klingt wie: »Morgen früh, wenn George will, wirst du wieder geweckt.« Schlaflieder sind überall auf der Welt gleich bescheuert ... Sowa möchte man sehen – aber die kleinen Kriege, die auch brisant sind, die kriegt man gar nicht mit. Es sei denn, sie sind wieder so kleingeist- und -gärtnerisch, dass man sich mit einem Kamerawagen von »brisant« daneben postiert, um täglich live zu berichten. Zum Beispiel darüber, dass sich zwei Kleingärtner in einer Kleingeistgartenkolonie über die Frage, in welcher Farbe man den tönernen Maikaifer vor dem gemeinsamen Garteneingang streicht, so dermaßen in die Wolle bekommen, dass sie sich nun gegenseitig Müll in den Garten kippen. Und weil der in der kleinen Kolonie begrenzt ist, fährt einer der beiden gesetzteren Herren regelmäßig nach Frankreich, um sich von dort ordentlich viel Müll mitzunehmen.

Das ist auch spannend – nur für wen? Was soll man daraus lernen und wem soll man da noch helfen? Sollen wir irgendetwas daraus lernen können? Jeder weiß doch, dass wir die einzigen sind, die Doofenpfand erheben und dass man in Frankreich das Wort »Mülltrennung« für ein Dritte-Reich-Wort hält und deswegen weder über- noch umsetzt. Die meisten Katastrophen und Krisen bleiben bei diesem Spagat zwischen Wahnsinn und Weingeist unbemerkt oder werden schnell langweilig. In Tschetschenien ist immer

noch Krieg, in Uganda immer noch AIDS, im Sudan immer noch Hunger, in Tschernobyl kann man immer noch nicht wohnen und Borussia Dortmund ist immer noch Pleite. Ja was wär denn das für eine Nachrichtensendung?

Da bleibt man extra bis nach 22:00 Uhr noch wach und dann erfährt man all die Dinge, über die man schon alles weiß. Der Programmdirektor würde Anne Will sofort ins Dritte versetzen, wenn sie sowas über den Äther ver- und dabei strahlt. Da ist es gut, dass man sich darauf verlassen kann, dass irgendjemand irgendwann wieder ein Einsehen hat und sich eine große Krise ausdenkt.

Zum Beispiel dieser völlig verrückte Korean(d)er in kommunistischer Fantasieuniform mit seiner Bombe. Daraus lässt sich sofort eine schöne große Krise machen. Iiieehhhh! Der Verrückte hat 'ne Bombe – das darf doch nicht wahr sein, da kriegt man ja echt 'ne Krise! Und die Argumente sind gut, auch wenn sie bei näherer Betrachtung etwas an den Nasenhaaren herbeigezogen erscheinen und man nach der Analyse um den Wert der Krise besorgt sein muss.

Das sind die Argumente:

»Du darfst keine Bombe haben, weil du nicht gut bist. Du darfst keine Bombe haben, weil alle deine Nachbarn auch schon eine haben, und die sind beileibe auch nicht alle gut. Und weil wir das nicht gut finden und selber eine Bombe haben, werfen wir dir die auf den Kopf bzw. genau in die Plombe!«

Programmdirektoren der Nachrichtensender dieser Welt atmen auf. Kleinkrieg ist medialer Mist, das weiß man in den großen Sendeanstalten. Da kann man nicht

einmal mehr einen Brennpunkt an die Nachrichten dranhängen, in dem sich all die Personen, die auch nichts genaues wissen, darüber unterhalten, dass sie eigentlich was wissen könnten, wenn sie mehr wissen würden.

Dann schon lieber etwas atomare Bedrohung; das ist eine schöne, ausgewachsene Krise. Kriegsandrohung und Kriegsbedrohung ist fast so gut wie Krieg selbst. Da droht nun also ein schöner bunter Atomkrieg und nicht so ein kleiner, so ein mistiger Kleinkrieg wie der gegen AIDS. Das eine ist eine Nachrichtensendung und eine weltweite Drohung wert, das andere leider nicht. Dummerweise sagt zum Thema AIDS nämlich niemand: Du darfst kein AIDS kriegen, weil wir es auch schon haben. Das ist, so ganz grob und ins Unreine gesprochen, wohl der wesentliche Unterschied zwischen einer Atombombe und AIDS. Und weil dies fürchterlich nachdenklich macht und schon fast an der Grenze dessen liegt, was man einen sozialkritischen Gedanken nennen könnte, lasse ich diesen Gedanken nun nachwirken und verabschiede mich aus dem Kommentar. Sonst schreibe ich noch ein Lied darüber, werde der beste Freund von Heinz Rudolf Kunze und fordere am Ende auch noch eine Quote für teutonisches Liedgut in den Radiosendern ... nicht auszudenken, was das für einen Sängerkrieg nach sich ziehen würde ...

Liebes Tagebuch!

Gott ist das anstrengend, so sozialkritisch zu sein. Ich weiß wirklich nicht, ob das eine gute Idee war, Autor zu werden. Aber was soll ich sonst werden? Popstar? Oder vielleicht Schauspieler? Das scheint auch so ein merkwürdiger Beruf zu sein. Das große Problem ist, dass ich überhaupt nichts anzuziehen hätte, um elegant über einen roten Teppich zu schreiten. Mein Kommunionanzug ist zu eng und die Anzüge von H&M kneifen bei mir an den speckigen Oberschenkeln. Ohne Anzug kann ich aber kein Schauspieler sein – jedenfalls keiner, der mal eben kurz nach Hollywood fliegt, um sich einen Oscar abzuholen. Obwohl – als deutscher Schauspieler sind die Aussichten da eher vage und für eine Echoverleihung dürfte mein Trainingsanzug ausreichen. Aber für einen Oscar? Wer kriegt schon einen Oscar?

Vier Oscars für ein Halleluja

Tja, endlich ist es raus und zum Glück wird man jetzt wieder für ein Jahr in Ruhe gelassen. Die Oscars sind verteilt. Die Journalisten bemühen sich darum, dem jährlichen Einerlei so etwas wie ein Erstaunen abzurufen und gerne werden Worte bemüht, die nach »Überraschung« klingen oder sogar dreist so genannt werden. Das ist man wohl den Menschen schuldig, haben sie doch allesamt die letzten Wochen nägelkauend vor Anspannung zuhause gehockt und auf nichts anderes gewartet als auf die erlösenden Worte: »And the Oscar goes to ... «

Jetzt ist es also raus und der großen Überraschung kann man nun wirklich nichts anderes entgegenbringen als ein erstauntes: »Ach? Na ja dann ... kommt sicher nicht von ungefähr ... «

Oscarverleihungen folgen Naturgesetzen. *Natürlich* ist an der Oscarverleihung neben ganz wenigen Brüsten und ein paar übrig gebliebener Lippen vor allem eines: Es gibt niemals eine Überraschung. Wie auch? Wenn sich amerikanische Filmemacher zusammensetzen und darüber entscheiden, welcher amerikanische Film der beste der amerikanischen Filmen ist, dann wird ein amerikanischer Film, ein amerikanischer Filmregisseur und ein amerikanischer Filmschauspieler einen Oscar bekommen. Das ist die gleiche Gesetzmäßigkeit, mit der in rassengesetzten Stadtteilen weiße Frauen weiße Kinder und schwarze Frauen schwarze Kinder kriegen.

Das Potenzial für wirkliche Überraschungen ist demnach deutlich geringer als beim Erwerb eines schokoladenummantelten Eis mit völlig unkalkulierbaren Inhalt. Gut – diesmal ist es halt der Eastwood. Alle anderen waren ja schon dran und eh der nicht mehr lebt, sollte man ihm doch lieber noch einmal ein paar Oscars zustecken. Martin Scorsese ist jünger, der hat noch Zeit, der kriegt auch noch einen Oscar – da kann man sich drauf verlassen und auf diese gewagte Prognose dürfte ein Buchmacher ungefähr 90 Cent auf einen Dollar wieder auszahlen. Also 900.000 auf One Million Dollar, um es mal kurz und preisträgergemäß umzurechnen.

Das wirklich Erstaunliche an den jährlichen Verleihungen ist eigentlich, dass darüber berichtet wird, dass es Menschen gibt, die sich die Preisverleihung anschauen und dass auf Kosten der ehrlichen GEZ-Zahler Korrespondenten in teure Hotelbetten gelegt werden, um von dem spannenden Ereignis zu berichten. Das ist in der Tat eine echte Überraschung.

Wenig überraschend ist auch, dass »der Untergang« keinen Oscar bekommen hat. »Und das ist gut so ... «

Schließlich ist man sich in den Vereinigten Emiraten darüber im Klaren, dass die deutsche Presse dies stürmisch und verkürzt gefeiert hätte.

Die Bildschlagzeile des heutigen Tages hätte dann gelaute: »Hitler kriegt Oscar.« In Dresden hätte man es für eine zu späte, aber dennoch gerechte und nachträgliche Würdigung des Lebenswerks gehalten. Im Saarland dagegen hätten die Zeitungen mit dem Aufmacher: »Oscar für Hitler« zu politischen Irrita-

tionen und einigem Gesprächsstoff gesorgt. Man ist von Oscar ja einige Entgleisungen gewöhnt, aber das wäre dann wohl doch den meisten zuviel geworden und eine kollektive saarländische Luftnot wäre die Folge gewesen. Also kein Oscar, kein Hitler, kein gar nichts. Aber es bleibt ja der Trost, dass wir in Deutschland noch das Bambi bereiten und befeiern dürfen, den Deutschen Medienpreis, den Deutschen Fernsehpreis, die goldene Kamera, den goldenen Bären, den brüllenden Löwen, das Glücksrad und sicherlich noch zwei Pfund weitere und noch zu erfindende Preise unter das auszeichnungsbewusste Medienvolk werfen können. Am Ende geht niemand leer aus. Und die, die dann immer noch keinen Preis haben, können ja Schützenkönig werden. Das allerdings wäre dann tatsächlich mal eine Überraschung: »Wim Wenders ist Schützenkönig von Ratingen-West.« Eine hübsche Meldung, die man erstaunt und begeistert lesen würde. Die Inthronisation könnte man dann im Fernsehen übertragen und Reporter würden schon am Vorabend Mutmaßungen darüber anstellen, welches Kleid seine Frau wohl tragen wird.

Überhaupt sollten eindeutig mehr Schützenfeste im Fernsehen gezeigt werden und weniger Oscarverleihungen. Der Schützenrock ist dem Deutschen näher als das strassbestückte Kleidchen eines Edel-designers. Und niemand erwartet von einem Schützenkönig eine tränenreiche und schwülstige Dankesrede an seine Eltern, Gott und den Taxifahrer, sondern nur einen schönen großen Kranz mit frisch gezapftem Bier. Das prickelt ...

Liebes Tagebuch!

Hab ich dir eigentlich schon geschrieben, dass ich wieder eine Arbeit habe? Ist nichts Ordentliches, aber es reicht, um hin und wieder etwas Süßes zu kaufen. Wirklich weite Sätze sind nicht möglich, aber man muss ja auch nicht ständig über seinen Verhältnissen leben – »Hauptsache, man lebt und hat Verhältnisse«, sag ich immer – Habaha! Tja ja. Seitdem ich arbeiten muss, komm ich leider nicht mehr dazu zu schreiben. Aber das macht nichts. Jetzt muss ich ja auch kein Autor mehr werden. Leider bin ich abends von der Arbeit so müde, dass es nur noch reicht, um sich vor den Fernseher zu setzen. Aber ehrlich betrachtet, habe ich da vorher ja auch immer gegessen. Es hat sich also nicht wirklich viel verändert – außer meinen Verhältnissen und dem Fernsehprogramm ...

Andere Verhältnisse

Dauernd droht man mir mit anderen Verhältnissen. Gehe ich zum Zahnarzt und bekenne mich unzufrieden mit der Situation, dass ich für die neue Brücke mein Auto in Zahlung geben muss, so sagt dieser: »Seien Sie froh, dass wir noch keine englischen Verhältnisse haben. Da kriegen Sie nämlich nichts mehr, nicht einmal mehr Brücken fürs und zu Gesicht.« Mein Chef winkt bei jeder kleinsten Unmutsäußerung darüber, dass der angebotene Verdienst nicht einmal mehr für Brötchen bei Kamps, sondern nur für Billy Back reicht, ab und meint: »Sei doch froh, dass wir noch keine amerikanischen Verhältnisse haben. Da müsstest du noch mindestens zwei weitere Jobs haben. Und einen davon bei Kamps selbst, sonst könntest du dir nie ein Stückchen Käsekuchen leisten.« Ich bin bezüglich meiner Verhältnisse sehr zufrieden. Ich bin zum Beispiel glücklich über mein Verhältnis zu der hübschen Friesin.

Schlimm ist jedoch, dass wir beinahe unbemerkt fernsehtechnisch bald brasilianische Verhältnisse haben. Das allerdings schmerzt – die Augen gleichermaßen wie das Hirn. Was den Kindern ihre Teletubbies, sind den kleinhirnigen Erwachsenen ihre Telenovelas. Und die machen sich plötzlich breit im Fernsehen. Ganz breit. Dass sie in Brasilien großen Erfolg haben, ist klar – Millionen hängen missmutig in ihren Slums herum und möchten sehen, dass die in den Villenvierteln wohnen-

den Menschen mit Spitzenjobs auch nicht immer fröhlich dreinschauen. Aber in Deutschland? Ich hatte so große Hoffnungen auf das Ende von Derrick gesetzt. Nie wieder eine Fernsehsendung, die ausschließlich auf Pferdegehöften, in Villen oder in Schlössern spielt, hatte ich gedacht. Doch wie immer, kommt es anders. Ganz anders. Christian anders – oder fast so schlimm. Derrick ist weg und die Telenovelas sind da.

Eine Telenovela ist dem Brockhaus nach »... eine vor sich hinsiehende langweilige Liebesschnulze, in der schlechte Schauspieler gut gefönt auf der Suche nach der ewigen Liebe umherirren, bis sie sie am Ende finden.« Zwischendrin gibt es schlimme Situationen, wie sie wohl überall auf der Welt dauernd vorkommen. Auch in meinem Umfeld. Eine Telenovela spielt das echte Leben nach. Jedes beliebige und langweilige Leben. Sie greift das auf, was die Lindenstraße übersehen hat. Manchmal habe ich das Gefühl, man hätte mein eigenes Leben als Vorlage verwendet, so realistisch sind Dialoge und Handlung. Von all den Gräfinnen, die ich kenne und die sich in meinem Dunstkreis sonnen, sind einige bereits entführt worden.

»Wo ist eigentlich Gisela, Gräfin zu Hohenstolz, heute? Ich dachte, du hast sie zu der kleinen Champagner-Party hier eingeladen?«, ist ein häufig von mir verwendeter Satz an einem durchschnittlich langweiligen Samstagabend.

»Och, die konnte leider nicht kommen. Die ist mal wieder entführt worden«, ist eine ebenso häufige Antwort. Ja, so spielt das Leben eben. Und wenn mein Bekanntenkreis nicht entführt wird, dann beschäftigt er sich mit dem Schmieden von Intrigen.

All das schaue ich mir gerne an. In einer Art Tele-Apathie sitze ich stundenlang mit geöffnetem Mund vor mich hinstarrend vor dem Fernseher. Aber der wird wohl bald weg müssen.

Nachdem man nämlich in ganz Deutschland die Dachantennen abgeknickt hat und nur ein Digitaldecoder noch hilft, all die Entführungen zu übertragen, hat sich die Industrie bereits das nächste neckische Spiel ausgedacht. Telenovelas im praktischen 16:9-Format. Wer das nicht kauft, sieht nur die halbe Entführung und die halbe Gräfin. Also werde ich tief in meine Schatulle greifen müssen, sehr tief.

Der Fernsehzuschauer sollte mit allem Nachdruck darauf reagieren und den roten »Aus-Knopf« betätigen. Manchmal wirkt es sogar, wie das sofortige Absetzen von total beschissenen Sendungen beweist. Das Schloss, Kampf um deine Frau, deinen Hund, deine Ehre und deine entführte Gräfin. All das sind Sendungen, die das Verfallsdatum eines durchschnittlichen Joghurts nicht überlebt haben. Zum Glück. Man kann ja mal was riskieren und sich mit Menschen unterhalten – auch, wenn das schon ziemlich gewagte Unterhaltung ist ...

Liebes Tagebuch!

Das Fernsehen wird immer blöder – ich auch! Der nächste Text dementsprechend sowieso – aber, was kann man daran ändern? Wer soll das aufhalten? Ich sicherlich nicht. Also muss man da jetzt rein und dann durch ...

Alles was doof, ist braucht ein Gesicht

Na, das Sinneserleben der Menschen wird ja wohl gehörig überschätzt! Wir riechen schlechter als Cockerspaniel, sehen langsamer als Fliegen und hören nicht halb so gut wie das Miezekätzchen vom Nachbarn. Aber wir denken am schnellsten, werden jetzt all die rufen, die immer noch glauben, dass nur Menschen sich etwas so wunderbares wie Krankenkassenbeiträge ausdenken können – und Recht haben sie – irgendwie.

Aber mit schnellem Denken hat das leider sehr wenig zu tun und mit gutem Denken erst recht nicht. Bei aller Selbstbeweihräucherung muss man doch sagen, dass der gemeine Regenschirmträger eher einfach gestrickt ist. Eins rechts, eins links, mehr ist nicht drin. Während sich Hunde auf die Nase und Katzen auf das Gehör verlassen (können), ist Mann als Mensch immer genötigt, mindestens zwei Dinge miteinander zu kombinieren, um sich etwas dauerhaft zu merken. So funktioniert Gehirnjogging und Primzahlmerken, was auch immer das für olympische Disziplinen seien mögen. Darum gibt es Werbesender und Videoclips. So können wir uns die Dinge merken und wissen beispielsweise, dass R&B per se mokkafarbende Haut hat und sexy angezogen ist. Wie der seichte Kram sich anhört, gerät ins Hintertreffen, denn die immer gleichen Lieder könnte man sich eh nicht merken. R&B ist sexy mokkafarbend. Mehr nicht. So sieht es aus. Das kann ich mir gerade noch merken.

Fragt man mich, wie Volksmusik aussieht, dann werde ich natürlich ohne zu zögern sagen: »Na, wie der Moik eben.« Ich gebe allem ein Gesicht. Unsinn sieht aus wie Daniel Kübelböck, vermarktungsfähiger Widerstand wie Che, und untrennbar verbunden mit Haribo ist das Gesicht von Thomas Gottschalk. Zum Glück denke ich nur immer an das Gesicht von Gottschalk und überlege mir nicht, wie er auf der Zunge schmecken würde. Das wäre weitaus schlimmer und ich würde auf Schleckerland umsteigen. Eines Tages wird auf seinem Grabstein stehen: »Hier ruht ein Goldbärchen.« Sei's drum. Isma egal. Tragisch ist aber, dass die meisten das nicht mehr loswerden, das Gesicht zur Marke. Bis zum bitteren Ende seines Lebens wird Manfred Krug auf seinem magentafarbenen Telekomgesicht sitzen bleiben. Da kann er singen so viel, wie er will! Oft wache ich schweißgebadet auf, weil ich mir vorstelle, ich wäre für viele nur noch das Arschgesicht, aber dann fällt mir auf, dass das ja schon Domian, der Radio-Betroffenheits-Talkmaster ist und ich beruhige mich wieder.

All die Millionenangebote für mediale Auftritte habe ich deswegen auch bislang abgelehnt. Ich möchte es einfach vermeiden, dass irgendwann einmal gesagt wird: »Du, schau mal! Da drüben steht Karlskrone Fischmord.« Obwohl, so weit entfernt ist das dann auch wieder nicht, wenn ich es mir so überlege ...

Ach! Herr Wirt, bringen Sie mir doch heute mal etwas ganz anderes. Vielleicht einen unbekanntem Wein! Irgendeinen namenlosen von Mosel hätte ich gerne, wenn es geht.« ...

Liebes Tagebuch!

Meine Freundin ist weg, seitdem die Sache mit dem Hake feucht passiert ist. Aber wir hatten ja Weihnachten schon Streit. Irgendwo habe ich mal gelesen, dass Frauen vor allem auf Männer stehen, die irgendwie unnahbar und mystisch, cool und selbstsicher wirken. Stand da geschrieben! Kannste vergessen! Ja, mein liebes Tagebuch – das kannst du wirklich vergessen, ich habe es nämlich ausprobiert. Ist nicht gerade gut gelaufen, würde ich mal sagen

...

Ein halbes Gespräch in einer ¼-Bar

» **U**nd das Bärchen da neben dir soll dein Freund sein? So wenig Geschmack hätte ich dir gar nicht zugetraut ... Wie, Anmache? Hör mal, ich versuch hier freundlich mit dir ins Gespräch zu kommen, mehr nicht. Was ist denn das für ein Spruch? Aber du bist mir noch 'ne Antwort schuldig. Ist das da wirklich dein Freund? Wie bist du denn zu dem gekommen? Bist du Sozialarbeiterin? Ich mein, das ist doch kein Mann für so eine Perle wie dich. Gut, als ich in seinem Alter war, da wusste ich auch noch nicht so richtig, was los ist. Da bin ich auch oft nur so herumgestanden und hab beschissen ausgesehen. Keine Ahnung, kein Inhalt, kein Outfit. Na ja, irgendwie dieser Zustand zwischen nicht mehr Kind sein wollen und noch nicht Mann sein können, würd ich mal sagen. Also: Da will man gefährlich und frei leben, beispielsweise öffentlich onanieren oder so, aber dann fehlt einem doch der Mut und man geht zurück ins Jugendzimmer und spielt heimlich mit Playmobil. So sieht der aus – genau so! Kann der überhaupt rauchen und anständig was wegtrinken? Ey, pass auf, dass der nicht ein drittes Bier trinkt, sonst musst du morgen das ganze Gekotze ertragen ... Ich fass es nicht. Darüber komm ich echt nicht hinweg ... Weißt du, wie dein Freund aussieht? Der sieht aus wie Klößchen von TKKG – Wahnsinn! Ey, ich mein, du siehst schon ziemlich sensationell aus und so und dann tauchst du hier mit

dem Typen auf. Stimmt mit dir alles –ich mein, ist alles okay?

... In Ruhe lassen? Ey, hab ich dich angefasst? Bin ich dir vielleicht mit meiner Hand an deine Brüste oder zwischen die Beine gegangen. Ey, das ist ja wohl so ziemlich Total-in-Ruhe-lassen, was ich hier mache. Netter Plausch, mehr nicht. Verdammt, wenn man nicht mal mehr ein bisschen mit dir plaudern darf, warum geht ihr dann überhaupt aus. Kocht Klößchen etwa vor Eifersucht, wenn man mit dir redet? Ist doch klar, dass man sich mit dir unterhält und das kleine Bärchen da ignoriert. Ey, komm ... dafür muss man wirklich nicht Soziologie studiert haben, um das vorhersagen zu können. Wenn er das nicht verträgt, dann bleibt doch zukünftig zu Hause und schweigt euch an oder schaut Fernsehen.

Aber du stehst doch drauf, wenn man ein bisschen mit dir flirtet, was? »Komm Schatz, lass uns kurz mal ein Bierchen trinken gehen – ich will mal wieder meinen Marktwert checken und brauch dich als Anstandswauwau, damit mir nichts Schlimmes passiert.« Das wär ehrlich von dir. Aber wahrscheinlich geht ihr nicht so offen miteinander um. Ist ja auch schwierig, immer offen und ehrlich zu sich zu sein und so. Bitte was? Na super. Darauf habe ich noch gewartet. Jetzt kommt gleich die Große-Bruder-Nummer. Ist ja klar. Hab ich mir vorhin schon gedacht: Nachher kommt bestimmt die Große-Bruder-Nummer. Ist ja auch logisch. Wenn du hier mit Klößchen von TKKG als Bewacher auftauchst, dann muss der große Bruder ran oder gleich die Russenmafia, wenn es ernst wird ... Buuh, da hab ich aber Angst gekriegt. Willst du mal meinen Puls

fühlen? Der rast schon vor lauter Furcht vor der Russenmafia und deinem Bruder. Aber am meisten Angst habe ich davor, dass Klößchen gleich ankommt und mich anhaucht. Das ist bestimmt schlimm, schlimmer als einen Betonsockel um die Turnschuhe gegossen zu bekommen. Wie hältst du das überhaupt aus? Dieses Gesicht da und dann früh morgens, wenn er dir den Mund zuwendet und was sagt ... – Gott ey, ich darf gar nicht dran denken. Nee, lass uns lieber an was Schönes denken. Komm, lass uns was Verrücktes machen, um dem ganzen Wahnsinn hier zu entkommen. Lass uns zusammen fliehen. Muss auch nicht weit sein. Ich wohn hier in der Gegend, wir könnten uns ein Taxi teilen oder du zahlst das Taxi und ich nehm dich dafür mit auf meine Bude. Ich versprech dir, morgen bist du Klößchen los und hast ihn komplett vergessen. Glaub mir, du wärst nicht die Erste! Das ist doch mal ein Angebot, was? Hey, wo willst du denn hin? Ey, ich hab ja noch nicht mal deine Telefonnummer. Weißt du, was du bist mit deinen Glubschaugen und dicken Titten? Du bist 'ne verdammt arrogante Schlampe, das bist du! Ja, hau doch ab, dann hab ich wenigstens wieder meine Ruhe und kann endlich mein Bier weiter trinken. Dann muss mir nicht mehr dein dämliches Gequatsche anhören, Sumpfkuh! ...

Liebes Tagebuch!

Woran liegt das nur – der Misserfolg beim weiblichen Geschlecht? Wie es mir jetzt geht? Schlecht, sehr schlecht, Geschlecht – war auch nicht gerade rühmlich, dieser Witzversuch – ist eher so ein Karnevalsbumor – so ein Verzweiflungslachen, was man damit ernten kann, gelle? Gut, die Nummer mit der harten Tour habe ich mir abgeschminkt und ich schreibe wieder. Vielleicht zieht ja die Masche mit dem nachdenklichen und feingeistigen Typen. Worüber ich schreibe? Natürlich über das, was ich im Fernsehen fernsehen kann und über die Frauenfrage – über was denn sonst – und überhaupt, was sollen die blöden Fragen, du dämliches chinesisches Tagebuch?

Der Gralshüter

P utzmann war irritiert. Er war höchsten Durchschnitt, sah durchschnittlich aus, verdiente ein durchschnittliches Gehalt und hatte durchschnittliches Übergewicht. Wieso also sollte er sich überdurchschnittlich Gedanken machen? Er wusste es nicht und das irritierte ihn.

Später am Abend würde er beschließen, dass er irgendwann einmal aufhören müsse, Nachrichten und Operationsshows zu sehen. Überhaupt sollte er sich vielleicht etwas mehr bewegen und weniger Fernsehen. Der Gedanke war ihm schon oft gekommen. Aber Bewegungen fand er irgendwie langweilig. Er hatte es ein-, zweimal widerwillig probiert, war nach 400 Metern Laufen aus der Puste geraten und hatte beschlossen, dass Bewegung für ihn wohl gut, aber irgendwie auch schlecht sei. Entmutigt, weil er beim zweiten Mal noch keinen Trainingseffekt hatte feststellen können, war er nach seinem letzten Bewegungsversuch nachmittags in die Stadt gefahren und hatte sich einen größeren Fernseher gekauft. Die Anschaffungskosten versuchte er nun, durch erhöhte Einsatzzeiten des Gerätes schnell zu amortisieren. Am Liebsten schaute er Nachrichten und Operationsshows. Denn über die Beiträge musste er überdurchschnittlich lange und intensiv nachdenken, was den Abend schnell zu einem Ende brachte. Nur in den Nachrichten und in Operationsshows wurden noch

Inhalte geboten, die ihn dazu bringen konnten, etwas aus seinem Leben zu machen.

Eben noch hatte er sich gefragt, ob er einen Hilfskonvoi mit Nahrungsmitteln in den Tschad organisieren sollte, dann hatte er umgeschaltet und glaubte einen kurzen Moment lang, dass er wohl besser als freiwilliger Landminenräumer nach Serbien reisen müsse, wenn er schon etwas Sinnvolles tun wollte.

Nach einem weiteren anstrengungslosen Umschalten des Programms waren seine Vorsätze jedoch schnell in Vergessenheit geraten. Denn Putzmann war wieder da angelangt, was ihn noch mehr als die Leiden der Welt beschäftigte. Er war bei seinem eigenen Leiden angekommen.

Er hatte eine der zahlreichen Operationsshows gesehen und dachte nun nach. Ein Mann hatte sich vor laufender Kamera Wellblechpappe unter den Bauch transplantieren lassen, um die fehlende Muskulatur zu kaschieren. Eine Frau hatte sich einen halben Liter ihres Hinterns unter die Augen und in den faltigen Hals gespritzt. Zu Hause, ganz alleine. So weit war es also schon gekommen. Verzweiflung, wohin er auch schaute und schaltete.

Er betrachtete seinen durchschnittlich zu dicken Bauch und überlegte sich, wem er überall mit diesem Überschuss etwas hinspritzen könne. Fett macht Freude, wenn man es teilen und Falten damit korrigieren kann, so dachte Putzmann. Einmal hatte er geträumt, einer Frau, in die er sehr verliebt gewesen war, etwas von seinem Bauchfett zu schenken. Sie hatte sich im Traum damit die Lippen aufgespritzt und die Lider verjüngt.

Putzmann wollte eine Frau, die er glücklich machen würde. Dauerhaft. Für immer. Mit all seinem Fett.

Aber Putzmann hatte durchschnittlich keinen Erfolg bei Frauen.

Ein paar Mal hatte er sich mit welchen getroffen, war mit ihnen essen gegangen, hatte sich durch langatmige Theatervorstellungen und Liebesfilme im Kino gequält, aber mehr als ein Kuss war dabei nicht herausgesprungen.

Seitdem schaute er Operationsshow, wenn er eine nackte Frau sehen wollte. Das war weniger deprimierend. Außerdem, so dachte Putzmann, müsse sein Misserfolg irgendwie mit dem Küssen in Zusammenhang stehen, denn jedes Mal endeten seine Beziehungsversuche nach dem ersten Kuss.

Er hatte sich daraufhin Lehrfilme bei der Stadtbibliothek ausgeliehen, ein Einführungsseminar in die »Kunst des indischen Küssens« belegt – nichts hatte wirklich geholfen. Putzmann kam also zu dem Schluss, dass es nicht an seiner Technik liegen könne. Er war sehr wohl in der Lage, seine Zunge tief in den Rachen zu schieben, er beherrschte das ganze Drum und Dran. Nicht nur das kleine Einmaleins. Das Spielen mit der Spitze, das gierige Lecken der Innenseiten der Wangentaschen, das forschende Suchen, die zarte Begegnung. Er wusste genau, bei welcher Art des Küssens er seine Hände wohin legen musste und bei welchem Kuss er das Becken der Frau an seinen erigierten Penis drücken konnte. Er hatte es drauf – und dennoch!

Putzmann war zu dem klaren Ergebnis gekommen, dass etwas mit seiner Zunge nicht stimme. Vielleicht

war sie ja nicht groß und lang genug. Vielleicht war sie auch einfach zu rau.

In Momenten, an denen er ehrlich zu sich war – und die gab es –, musste er sich eingestehen, dass er Operationsshow's vor allem deswegen schaute, um sich über neue Möglichkeiten der plastischen Zungenchirurgie zu informieren. Es gab fast alles: Transplantationen, Wiederannähen abgeissener Stücke – aber noch niemand schien sich bislang Gedanken gemacht zu haben, wie man eine Zunge verbreitert, verlängert oder aber glättet. Putzmann hatte sich in der Apotheke einen Zungenhobel gekauft, der den Belag entfernte, aber insgesamt, so musste er feststellen, war seine Zunge dadurch nicht glatter geworden.

Und eben davon versprach er sich eine wesentliche Verbesserung auf dem hart umkämpft und -küssten Frauenmarkt. Eine glatte und samtene Zunge. Eine, bei der die Frau aufstöhnen würde, wenn sie sie spürte. Einmal hatte er einen Kuss mit einer jungen Frau ausgetauscht, die seine Tochter hätte sein können. Als er das Piercing berührte und sie mit der kleinen metallenen Kugel kreisförmig seine Spitze umspielt hatte, war er augenblicklich gekommen. Diese Zunge, dieses Piercing, das konnte er nicht vergessen.

Wenn es ihm gelänge, eine glatte, eine samtene, eine lange Zunge zu haben, dann würde er Frauen küssen können, die sonst Lichtjahre entfernt bleiben würden. Das wusste er oder zumindest glaubte er, es zu wissen. Er hatte monatlich gespart und einiges zurückgelegt, aber die Chirurgie schien entweder noch nicht so weit zu sein oder aber sie setzte eindeutig auf das falsche Pferd. Dicke Brüste? Putzmann musste über die armse-

ligen Frauen lachen, die sich vollstopfen oder aufblasen ließen. Er schüttelte den Kopf, wenn er sah, wie Schenkel begradigt und verschlankt wurden. Schenkel, die auch vorher durchaus in der Lage und entsprechenden Optik gewesen wären, ihn zu umschließen.

Putzmann wusste, dass der Weg zum Beischlaf nicht über die Brust oder das Geschlecht, sondern über die Zunge führt.

Er fühlte sich gänzlich missverstanden und unbeachtet in dieser Welt, in der alles machbar scheint und doch nichts Sinnvolles zustande gebracht wird. Wieder einmal war er enttäuscht von den dilettantischen Möglichkeiten der kosmetischen Chirurgie und dem Unwissen der Chirurgen und Frauen. So jedenfalls würden diese nie einen Mann bekommen und schon gar nicht einen Mann wie ihn, einen Mann mit seinem Wissen.

»Ein Kinderwagen wird kein Auto, wenn man einen Frontspoiler anmontiert«, sagte er laut und musste augenblicklich lachen. Die meisten Frauen hatten keine Ahnung von dem, was Männer dazu bringt, ihnen das Haus zu überschreiben.

Putzmann schaltete den Fernseher aus.

Er fühlte sich etwas gelangweilt, ein klein wenig enttäuscht und doch war da etwas, das ihm sagte, dass er der Einzige sei, der verstanden hätte, worauf es ankommt. Ein Geheimnisträger, ein Hüter eines Grals.

Aber wieso war er der Einzige, der es verstanden hatte? Das irritierte ihn genauso, wie ihn irritierte, dass er ständig darüber nachdenken musste.

Er ging ins Badezimmer, putzte sich ausgiebig die Zähne, betrachtete seine Zunge, seine etwas zu kleine und zu raue Zunge, entfernte den Belag und ging ins Schlaf-

zimmer. Er zog sich aus, wog seinen Bauch mit beiden Händen und dachte darüber nach, dass er vielleicht doch auch zu dick sei. Es würde ihm tatsächlich nicht schaden, wenn er sich ein bisschen mehr bewegen würde. Außerdem, so führte er sein Gespräch mit sich fort, könne er sich das Schauen von Chirurgieshows sparen. Sie hätten immer noch nichts verstanden und würden es wohl so schnell nicht tun. Es würde also ausreichen, wenn er in einem halben Jahr wieder einmal reinschalten würde.

Obwohl, so schloss er seine Gedanken, als er das Licht löschte, man weiß es nie so genau und morgen ist ein neuer Tag.

Liebes Tagebuch!

Endlich ist der Winter vorbei! Das war wirklich keine gute Zeit für mich. Heute ist Frühlingsanfang! Da denkt man ja sehr schnell an bauchfrei und Schmetterlinge. Ist aber nicht so! Der wesentliche Unterschied zwischen kalendarischem, astronomischem und gefühltem Frühling ist vor allem eines – die Temperatur!

Was ist denn das für ein Jahr? Was ist denn das für ein Frühlingsanfang?

Frühlingserwachen 2005

Total verschnupft kratze ich mich an meinem faulen Sack und gähne. Ein wunderbarer, sibirischer Morgen in Köln – der erste Frühlingstag. Ich trinke erst einmal in Ruhe eine Tasse heißen Kaffee und klopfe mir ein Stückchen von der auf dem Balkon hochkant eingefrorenen Milch ab. Ja, da hab ich gestern wohl nicht aufgepasst und sie draußen stehen lassen ...

»Der frühe Vogel ist meist müde«, sage ich noch so zu mir und schlepe mich zu meinem Fahrrad, das ich an der Außenseite des Iglus meines Nachbarn sicher angefroren habe. Eingehüllt in meine Daunen-Thermojacke mache ich mich auf den Weg zur Arbeit. Meine Hände vereinen sich noch an der ersten Straßenecke mit dem Lenkrad und frieren augenblicklich fest.

Der schießkalte und unfreundliche Frühling denkt nicht einmal daran, mehr als 28 Grad zu spendieren – an 28 aufeinander folgenden Tagen und Nächten zusammen. Anstatt den jungen Frauen die Kleider vom Leib zu reißen und ihnen die Sonnenbrille auf den Kopf zu setzen, stellt er sich am Morgen in die tiefgefrorene Fußgängerzone. Und genau da treffe ich ihn dann das erste Mal. Ganz weit vorne, gleich am Frühlingsanfang.

»Hast Du mal ein paar Grad für mich?«, fragt er.

Er sieht etwas mitgenommen aus, langhaarig und sein über Karneval angetrunkener Jahresring erklärt mir auf den ersten Blick, warum er sich noch nicht bauchfrei zeigen möchte.

»Geh doch den Boden auftauen, wenn du dir was verdienen willst«, raunze ich zurück und zeige ihm die eiskalte Schulter. Irgendwo in einem Blumenbeet erhebt sich eine zarte Knospe ... und ... lässt es gleich wieder bleiben. Ein junges Mädchen geht an mir vorbei ... oder war's ein alter Mann? Jedenfalls stemmt sich eine Person gegen das Schneegestöber.

In meinem Inneren höre ich ein paar klumpige Hormone auf den Beckenboden poltern – völlig unnütz, denn die Kälte ist mittlerweile über den Fahrradsattel untenrum reingekrochen und verhält sich mir und meinen Anhängseln gegenüber eher kleinlich.

Ich biege ab und fahre dann doch nicht zur Arbeit, sondern lieber erst einmal zu AYK, dem Monopolisten gegen Winterblässe und Depression.

Tja, so ist das wohl am Frühlingsanfang 2005: Wenn man einen Bikini sehen möchte, dann muss man ins Sonnenstudio fahren.

Den lege ich dann völlig ab – sogar das Oberteil – , schalte den Gesichtsbräuner auf Stufe »Schwarzafrika« und endlich kommt so etwas wie ein Hauch von Frühling auf, wenn auch nur aus der Raumspraydose der AYK-Toilette.

Liebes Tagebuch!

Wann habe ich dir eigentlich zuletzt einen sozialkritischen Text geschrieben? Ich meine, eine politische Analyse. Warum sträubst du dich immer gegen politische Analysen? Hast du etwa Angst, ich könnte so wie Günter Grass werden? Wäre doch nicht schlimm. Dann würden wir gemeinsam an einem Stehpult in einer sauteuren Villa rumbängen und ich würde immer mal wieder links schreiben, rechts wählen und mein Geld nach Luxemburg bringen. Wäre denn das so schlimm? Komm, ich versuch's noch einmal mit einem politischen Text – nur so, keine Bange!

Gemeinsam sind wir stark – nur worin?

Gemeinsam sind wir stark – BWK ist eine Gemeinschaft, so hieß ein mir sehr lieb gewonnener Slogan der Werbung aus den Untiefen der achtziger Jahre. Zu sehen war ein total verzweifelter Mensch, der alleine mit einer hoch komplizierten Aufgabe vertraut war, zum Beispiel mit dem Schälen eines Apfels. Dermaßen überfordert, blickte er traurig in die Kamera und während die Stimme aus dem Off verkündete, man sei gemeinsam stark, strömten aus allen Ecken und Kanten des Fernsehers plötzlich Menschen ins Zentrum des Geschehens, stürzten sich auf den verzweifelten Apfelschäler und halfen – ein durchaus eindrucksvolles Bild. Dass man nur gemeinsam stark ist, wissen viele und das schon immer. Es ist eine alte und schnöde Binsenweisheit. Aber manchmal ist es eben doch nicht so. Bei Fußballern zum Beispiel. Hier erweist es sich häufig als besser, wenn man einen der müden Mannen vom Platz stellt, dann bewegen sich nämlich alle Übriggebliebenen etwas mehr. Nicht selten gewinnen Mannschaften mit nur zehn Spielern an Format und sogar das Spiel. Kann man daraus Schlüsse ziehen? Vielleicht ja!

»Gemeinsam sind wir stark«, dachten sich auch Sammy Davis Jr., Frank Sinatra und Dean Martin, die zusammen als »Rat Pack« die Bühne, sich selbst und das Publikum ins Schwanken brachten. Herausgekommen ist vor allem eines: Eine ziemlich hohe Getränkerechnung – auch nicht schlecht.

Die deutsche Antwort auf das Rat Pack und die Beschwörungsformel einer großen Gemeinschaft heißt seit dem März 2005 Schröder, Merkel und Stoiber – das so genannte »Pack für Deutschland«.

Leider viel zu nüchtern betreten sie die Bühne und füllen sie mit ebenso betretenem Schweigen. Das nennen sie dann »Gipfel«.

Wahrscheinlich wird es ein »Kosackengipfel« und man streitet sich am Ende, wie bei Lorient, darüber, wer mehr als die Hälfte des Schokotrüffelkerns zu sich genommen oder ausgedacht hat. Ein »Gipfel der Genüsse« jedenfalls sieht anders aus. Wenn die Deutschen Glück haben, dann werden Schröder, Merkel und Stoiber nur gemeinsam singen, ein Doppelalbum herausbringen und fortan als Ententrainer ihr Auskommen suchen und in drittklassigen Etablissements Auftritte haben. Wenn die Deutschen aber Pech haben sollten – und Deutschland insgesamt hat in letzter Zeit verdammt viel Pech – dann wird das »Pack« nicht singen, sich nicht betrinken, sondern einige markige Ideen in die Landschaft spucken, die allesamt nicht gut sein werden und die nicht einmal ausreichend erscheinen, um das Geld zu verdienen, das man bräuchte, um die Ausstände der alten Getränkerechnungen von Sammy Davis Jr., Frank Sinatra und Dean Martin auszugleichen.

Hoffnung jedoch besteht, wenn man ein, zwei oder drei der Beteiligten vom Platz stellt und darauf hofft, dass sich die anderen dann etwas mehr bewegen ...

Liebes Tagebuch!

Harald Juhnke und der Papst sind am gleichen Tag gestorben. Was das zu bedeuten hat? Woher soll ich das wissen? Ist aber schon ziemlich anmaßend von Harald Juhnke, dass er seinen letzten großen Medienauftritt unbedingt mit dem Papst gemeinsam machen musste. Rudi Carrell als Partner hätte weiß Gott gereicht.

Mir geht es eigentlich gut. Aber kann man sich da so sicher sein? Wenn sogar der Papst und Harald Juhnke sterben, wie kann ich dann sicher sein, dass es mir gut geht? Ich sollte mal lieber zum Arzt gehen und das ordentlich checken lassen ...

Is ja nur gut für mich

Regelmäßig im Leben soll man zum Arzt gehen. Man sollte sich vor-, nach- und ordentlich umsorgen lassen, ein paar Urinproben in kleine Becher pinkeln, etwas Stuhl in eine Butterbrotdose packen und sicherheitshalber mit sich herumschleppen – für den Fall, dass man mal untersucht wird. Also zog es mich neulich mal wieder zu meinem Hausarzt. Wobei Hausarzt vielleicht nicht gerade das richtige Wort ist.

Er weiß nicht, wo ich wohne und war auch noch nie bei mir zuhause, weil ich ja nie was hab, um ihn zu rufen. Ich weiß aber in etwa, wo er seine Praxis hat oder hatte und wollte nach vielen Jahren mal reinschauen, um mich davon zu überzeugen, dass ich überhaupt noch einen Arzt habe, also, dass es ihm gut geht und er noch nicht berentet oder verstorben ist. Es klingt nämlich ärmlich, wenn man auf die Frage, von welchem Arzt man sich behandeln lässt, sagen muss, dass man gar keinen hat oder kennt. Es ist wesentlich »cooler«, wenn man einen Namen parat hat und sagen kann, dass er nicht nur Internist, sondern auch Spezialist sei. Worin, das ist ziemlich egal. Wichtig ist nur, dass man sich ausschließlich von einem Spezialisten befummeln lässt.

Ich saß also ein paar Stunden in der Lounge, las in den Zeitschriften herum und war entsetzt, dass man dafür nun zehn Euro Eintritt bezahlt hatte – miserable Bedienung! Dann habe ich brav mit dem jungen Fräulein an der Theke gesprochen, ihr gesagt, dass es mir gut

gehe und dass ich nur mal so vorbei gekommen sei. Schließlich bin ich ins Behandlungszimmer vorgelassen worden, wo er dann so vor mir saß, mein Hausarzt!

»Müde sehen Sie aus, Herr Doktor«, habe ich gesagt. »Und mit Verlaub – grau sind Sie geworden. Aber das ist ja nicht so schlimm. An uns allen nagt der Zahn der Zeit wie eine gierige Zunge an einem Schokoladenstück.«

Er schaute über den Rand seiner Brille, die ich auch noch nicht an ihm kannte und meinte:

»Eine etwas schwierige Metapher, Herr Fischmord, meinen Sie nicht auch?«

Dann ging er mit mir durch, was auf seinem alten vergilbten Karteikärtchen stand und zählte mir all die wenigen Erkrankungen auf, die ich vor Urzeiten einmal gehabt zu haben schien.

»Und, was führt Sie heute zu mir?«, fragte er mich, zupfte ein kleines Holzstäbchen hervor und steckte sich sein Stethoskop in die Ohren.

»Ehrlich gesagt, wollte ich nur nach Ihnen schauen«, antwortete ich. »Ich wollte mich vergewissern, dass ich noch einen lebendigen Hausarzt habe. Is' ja sicherer, in Zeiten wie diesen, wenn man weiß, dass man einen Arzt hat.«

Das schien ihm nicht so ganz geheuer und in einer unglaublichen Geschwindigkeit wurde ich geröntgt, bekam Blut abgenommen, musste meinen Stuhl aus der Butterbrotdose holen, wurde anschließend computertomografiert, bekam eine Leberbiopsie, musste mit offenem Mund Husten und und und. Dann setzte ich mich zurück in die Lounge und wartete.

Nach einer kleinen Weile wurde ich wieder zu ihm gerufen.

»Nun, ich kann nichts finden«, sagte er.

»Weiß ich«, sagte ich. Ich hab ja auch nichts. Mir geht es ja auch saugut. Wie sollen Sie denn mit all den Geräten herausfinden, dass es mir saugut geht? Die sind gebaut worden, um sauteuer herauszufinden, dass es einem sauschlecht geht. Geht es mir aber nicht! Mir geht es gut.«

»Gut gibt es nicht. Es kann Ihnen doch nicht grundlos einfach gut gehen. Und dann kommen Sie auch noch hier her. Sicher haben Sie was – irgendetwas. Ich schau noch mal nach.«

Dann setzte er sich hinter seinen Schreibtisch, kritzelte etwas auf seinen Block und reichte mir verschiedene Zettel rüber.

»Und was ist das?«, fragte ich.

»Das Gelbe ist Ihr Krankenschein. Ich ziehe Sie erst einmal für zwei Wochen aus dem Verkehr. Es scheint mir etwas Ernstes zu sein. Das Grüne ist der Zettel für Ihre Krankenkasse und dann haben Sie von mir noch einen Überweisungsschein für einen Neurologen. Der sollte Sie sich auch noch einmal anschauen. Sie leiden nämlich an einem ‚psychovegetativ bedingten inadäquaten Wohlfühlsyndrom‘. Das muss man ernst nehmen. Meine Sprechstundenhilfe wird Ihnen noch ein Rezept ausstellen. Gegenüber ist eine Apotheke, da können Sie sich Ihre Medikamente holen.«

Ich gab ihm die Hand, versprach, mich bei dem Neuroverlogen zu melden und ging in die Apotheke.

Dort bekam ich einige Päckchen in die Hand gedrückt und etwas mitleidig sagte der Apotheker zu mir: »Das

tut mir sehr Leid für sie, wissen Sie. Eine schwierige Krankheit, die Sie da haben. Die Medizin steht erst am Anfang und die medikamentöse Behandlung ist noch nicht so ausgereift wie zum Beispiel bei Zuckerkrankheit. Hoffentlich helfen Ihnen die Tabletten. Sollte es Ihnen aber nach einer Woche immer noch gut gehen, dann setzen Sie bitte die Tabletten wieder ab und kommen Sie noch einmal hier her.«

Ich nehme jetzt jeden Morgen zwanzig Tropfen von den übel schmeckenden Tropfen zu mir, drei der Tabletten, deren Namen ich mir nicht merken kann, aber es scheint nichts zu nutzen. Es geht mir immer noch gut. Wahrscheinlich bin ich für die Ärzte ein hoffnungsloser Fall und das macht mir irgendwie Angst ... Aber vielleicht wird die Forschung ja irgendwann einmal ein geeignetes Präparat finden. Da gebe ich die Hoffnung nicht auf.

Liebes Tagebuch!

Gestern bin ich mit der U-Bahn gefahren. Und weil die dauernd zu spät kommt, haben sich die Macher der U-Bahn gedacht, dass es doch schön wäre, wenn man den wartenden Gästen die Wartezeit mit Bildschirmanschauen versüßt. Also sind seit langer Zeit überall Bildschirme aufgestellt, die man anschauen kann. Gezeigt werden neben Werbung vor allem doofe Zeichentrickfilme von Mordillo, die kein Mensch ertragen kann. Da freut man sich dann umso mehr, wenn die Bahn doch kommt und vergisst all den Groll. Aber es gibt noch weiteres, was gezeigt wird. Zum Beispiel werden immer wieder ganz erstaunliche Nachrichten eingeblendet, über die man nachdenken kann ...

Deutschland ist nun Mal das Land der Dichter und Denker

Nur vierzig Prozent aller Deutschen lesen Bücher. Oder anders ausgedrückt: Immerhin lesen vierzig Prozent aller Deutschen Bücher. Das ist doch schon mal was. Es erstaunt auch nicht weiter, wenn man weiß, dass die Definition, was denn eigentlich ein Buch sei, im vergangenen Jahr radikal nach unten korrigiert wurde.

Seit die Kultusministerkonferenz der Länder beschlossen hat, dass auch Lottoscheine und Bierdeckel ab sofort als Bücher zu gelten haben, sind es immerhin vierzig Prozent aller Deutschen, die Bücher lesen. Der Rest braucht Hilfestellung beim Lesen der Bierdeckel und Ausfüllen der Lottoscheine. Völlig zu Recht fragt sich der erstaunte Freund von Statistiken, was wohl passiert wäre, wenn man die Untersuchung vor Harry Potter durchgeführt hätte. Zieht man also Harry Potter, Lottoscheine und Bierdeckel von der Gesamtzahl ab, dann bleiben nur ganz wenige Prozente von Deutschen übrig, die Bücher lesen. Zieht man dann noch die Reisebuchleser und Kochbuchbesitzer ab, dann kann man langsam damit beginnen, die Buchleser namentlich zu notieren. Hans-Werner Welkenbach, zum Beispiel, den kenne ich, der hat schon mal ein Buch gelesen. Der glaubt nämlich, er sei was Besseres. Der muss auf die Liste drauf!

Man sollte, um auf eine genaue Statistik zu kommen, eine anonyme Meldestelle für Buchleser einführen. Dort können dann Bürger andere Mitbürger denunzieren. Gemeldet wird jeder, von dem man weiß, dass er manchmal ein Buch liest – heimlich, so abends mit der Taschenlampe unter der Bettdecke.

Dass die Deutschen so wenig lesen, liegt daran, dass die meisten Bücher blöd, dick, schwer, langweilig oder viel zu kompliziert geschrieben sind und dass es viel angenehmer erscheint, wenn man fernsieht, in einer Zeitschrift oder im Internet rumblättert.

Aber aufgepasst – hier lauern Gefahren!

Nehmen wir einfach mal einen Satz – irgendeinen. Muss kein besonderer Satz sein. Es kann sogar ein ziemlich langweiliger Satz sein, zum Beispiel der Satz: »Ich überlege mir gerade, ob ich bei dem schönen Wetter nicht Birnen pflücken gehen sollte.«

So ein Satz kommt garantiert nur noch in Büchern vor. Wer diesen Satz noch ursprünglich kennen lernen möchte, der muss sich ein Buch kaufen. In den Medien wird er in seiner Bedeutung verfälscht wiedergegeben.

Im Unterschichtfernsehen, also in den Katastrophentalkshows am Nachmittag, würde dieser Satz ganz anders interpretiert. Zu sehen ist nämlich ein fein eingezwirnter Moderator, umringt von einem Haufen Schulabbrecher mit Hartz-IV-Antragsformularen im Publikum. Er hält sich an seinen Moderationskarten fest, auf denen in Schriftgröße 128 die beiden Vornamen seiner beiden Gäste geschrieben stehen. Dann beginnt er in seiner konfrontativen Art und in nahezu fehlerfreiem Deutsch ein Gespräch, das die Problemlage auf den Punkt bringt:

»Also Melanie, du glaubst Pascal nicht, dass er bei dem schönen Wetter nach draußen gehen und Birnen pflücken will.«

»Nee, isch glaub dem Arsch echt kein Wort mehr. Der labert doch nur rum. Ey, Birnen pflücken? Der spinnt doch. Der will doch nur irgend so 'ne Tusse abschleppen und draußen vögeln.«

Das Publikum jöhlt und pfeift Pascal aus. Der versucht sich zu verteidigen, aber leider versteht niemand, was er überhaupt sagt oder meint. So gut sprechen kann Pascal eben nicht. Der schöne Satz mit dem schönen Wetter ist dahin.

Nicht viel besser ergeht es diesem harmlosen Satz, wenn er achtlos im Beisein eines ambitionierten Journalisten eines Szenemagazins ausgesprochen wird. Zum Beispiel sitzt ein völlig verkaterter Musiker in einer Hotelloobby herum und redet mit einem zahnenden Jüngling, der einmal einer der ganz großen Musikjournalisten werden möchte. Plötzlich guckt der Musiker nach draußen und sagt: »Ich überlege mir gerade, ob ich bei dem schönen Wetter nicht Birnen pflücken gehen sollte.« Das ist ein so ungewöhnlicher Satz für einen Rockmusiker, dass der Journalist dahinter eine tiefere Botschaft vermuten muss.

Zu lesen ist dann in etwa Folgendes:

»Mit seiner unpräzisen Art gelingt es Malcom P. die Widersprüchlichkeit der Moderne und den verlorenen Bezug zum Ursprünglichen in unverbrauchte Metaphern zu kleiden. Seine Lyrics werden getragen von einer fast banalen Alltäglichkeit, die ohne Anklage zu erheben, das tief verwurzelte Unverstandenwerden und die innere Zerissenheit der urban lebenden Menschen

aufdecken. Angesiedelt zwischen Kant und Iggy Pop orientiert er sich an kaum erkennbaren Vorbildern und erschafft mit spielerischer Leichtigkeit eine eigene Welt aus Klängen und wortgewaltigem Postpunk. Malcom P. zieht aus, das Schöne am Wetter neu zu definieren und setzt der Sinnlosigkeit und Vereinsamung einfache Taten, wie das Pflücken von Birnen entgegen. Wer mit ihm sprechen durfte, wird erleuchtet, wer ihn hören darf, wird die Welt entdecken.«

Wer Bücher liest, dem passiert das nicht. Wer Bücher liest, der weiß, dass die Wahrheit irgendwo zwischen dem vögelnden Pascal, Iggy Pop und Kant zu finden ist. Irgendwo halt.

Aus vielen Briefen, die mich erreichen, spricht eine tiefe Dankbarkeit für diese präzise Analyse. Immer wieder schreiben mir Menschen, wie sehr dieser Text ihr Leben verändert hat. Erst neulich erreichte mich ein Brief mit dem folgenden Inhalt: »Nie hätte ich den Text gelesen, denn nie habe ich gelesen. Erst durch das Vorlesen durch dich habe ich entdeckt, wie reich diese Welt und vor allem wie reich mein Wirt ist. Seitdem du den Text vorgelesen hast, habe ich begonnen, meine Bierdeckel zu lesen. Und das ist erst der Anfang. Mittlerweile lese ich regelmäßig – ich kann gar nicht mehr aufhören damit. Ich lese jetzt sogar meine Handyrechnungen und das Telefonbuch von Berlin. Dafür ein dickes Dankeschön!«

Liebes Tagebuch!

Mein Buch? Erinnere mich nicht daran! Anfang des Jahres wollte ich ein Buch schreiben – gut! Aber das war Anfang des Jahres. In der Zwischenzeit sind nur ein paar wenige Geschichten entstanden. Das liegt aber auch daran, dass man mit Geschichten ja nichts anfangen kann – also jedenfalls kein Geld verdienen. Mein Verleger zum Beispiel – der steht nicht gerade auf das, was ich mache. Der hat mir empfohlen, den Stil meines Schreibens, den Inhalt meiner Bücher und mein eigenes Outfit völlig zu verändern. ...

Dann eben ein Ratgeber

Autoren, die darüber schreiben, wie schwierig es ist zu schreiben, sind milde ausgedrückt, Langweiler. Die Angst vor einem leeren Blatt, vor dem Nie-Wieder-Schreiben-Können und all dem Unsinn sollte man sich aufheben, wenn man einmal bei Frank Elstner zum Talk eingeladen wird und irgendetwas persönliches und wichtiges sagen soll und erfinden muss. Aber bevor es soweit ist, sollte man lieber darüber schweigen und die kleinen Problemchen als völlig normale Begleitangst jeder beliebigen Tätigkeit zur Kenntnis nehmen.

Kassierer haben Angst vor dem Nichts-Abkassieren-Können, Verkäufer vor dem Überhaupt-nichts-Verkaufen und Fußballer vor dem Elfmeter. Da müssen sich Schreiberlinge nicht als »*besonders gefährdet*« einstufen.

Anders sieht es mit der Angst davor aus, dass es wirklich niemanden interessiert, was man so schreibt. Das ist eine ernst zu nehmende Angst. Es ist die Angst davor, mit sich und seinem Text auf ewig alleine zu bleiben und irgendwann die Miete für die gemeinsame WG nicht mehr bezahlen zu können. Textsammlungen gehen nämlich nicht einkaufen, sie räumen nicht anständig auf und die gute Stube kann man mit den Blättern höchstens für zehn Minuten ordentlich durchheizen.

Um dieser Angst geschickt aus dem Wege zu gehen, habe ich letzts ein freundliches Gespräch mit mei-

nem Verleger geführt, der mal wieder alle meine Romanvorlagen ver- also weggelegt hatte.

»Fischmord, schön und gut, was du da so schreibst ...« Ich duze meinen Verleger, denn über die Jahre hinweg sind wir uns nahe gekommen. Besser gesagt, ist er mir immer zu nahe getreten, indem er alles von mir ablehnt, und ich bin dafür nicht in die Nähe seines Kontos gekommen. So etwas schweißt zusammen.

»Um es kurz zu machen: Dein Geschreibsel ist schwer verdaulich, unverkäuflich und im Großen und Ganzen totaler Mist.« Er ist ein Mann der klaren Worte ...

»Schreib doch mal was anderes. Schreib mal einen Ratgeber. Ratgeber verkaufen sich klasse. Erfinde irgendeinen Blödsinn, zum Beispiel sowas wie der Onkel mit der emotionalen Intelligenz und bring das in Form von zehn bis hundert Geboten samt praktischer Übungen zu Papier. Sowas könnte ich verkaufen. Das würde ich sogar dann verlegen und drucken, wenn es von dir kommt.«

Mein Verleger ist studierter Pädagoge, er weiß genau, wie er mich mit wohlfeilen Worten motivieren kann.

Seitdem sitze ich also an meinem ersten veröffentlichungs-fähigen Ratgeber.

Das ist eine verdammt schwierige Aufgabe, denn es gibt anscheinend nichts mehr, für das nicht schon ein Ratgeber geschrieben wurde. »Emotionale Intelligenz« ist thematisch abgefrühstückt, »Simplify your life« ist in jeder Frauenzeitschrift als CD-Beilage zu finden. Tipps wie: »Nimm alles nicht so schwer, dann wird alles viel leichter«, sind dort zu hören. Dinge, auf die ich so nie gekommen wäre. Im Hintergrund spült irgendjemand C-Dur-Akkorde weich und nach drei Minuten ist man

eingeschlafen und merkt tatsächlich nichts mehr von der ganzen Schwierigkeit der Tagesbewältigung.

Wie man »reich, schön und börsengängig« wird, ist auch schon auf knappen zwei Metern Ratgeberliteratur zu finden. Für anspruchlos literarische Küchenphilosophie hat man den Brasilianer, den Coelho, unter Vertrag genommen. Da komm ich auch nicht mehr in den Markt hinein.

Also musste etwas völlig Neues her.

Mein erster geschriebener Ratgeber war das »Erste Hilfe Buch für Zierfische.« Es ist durchaus von Nutzen, wenn man weiß, wie man suizidale Tropenfische gesprächstherapeutisch begleitet oder aber eine entzündete Kieme richtig einsalbt. Überzeugt hat das meinen Verleger nicht. Er fand es thematisch zu begrenzt und nur für einen kleinen Markt von »Komplettidioten« interessant, wie er es ausdrückte.

Also bin ich in die Breitenwirkung gegangen und habe einen Ratgeber mit dem Titel: »Wie man dick und blöd bleibt« geschrieben. Den wollte er auch nicht haben, obwohl ich auf zweihundertvierzig Seiten detaillierte Anweisungen und Ratschläge erteilt habe, dieses ehrgeizige Ziel zu erhalten. »Zu realitätsbezogen und irgendwie traurig«, fand er mein Buch.

»Das Glücks-Gen« war der Titel meines dritten Versuchs. Es war eine erlogene und wissenschaftlich an den Schamhaaren herbeigezogene Beschreibung einer bestimmten Aminosäuresequenz auf irgendeinem Gen. Ich hatte sogar einen Selbsttest entwickelt. Jeder sollte die Möglichkeit haben, zu überprüfen, ob er im Besitz des Glücks-Gens sei. Auf jedes Buch sollte ein kleines Messstäbchen angebracht werden. Man solle

über den Indikator urinieren und wenn er sich nicht verfärbt, dann sei man im Besitz des Glücks-Gens, hatte ich in die Gebrauchsanweisung geschrieben. Natürlich waren es alles abgelaufene und daher besonders billige Schwangerschaftstests, die bei Männern sowieso und bei den meisten Frauen auch negativ und damit unverfärbt bleiben. All die Personen hätten also ein Glücks-Gen gehabt, jeder hätte sich gut gefühlt. Es wäre eine kollektive Begeisterungswelle durch das Land gezogen. Ein euphorisches Ruckzuck durch Deutschland!

Die paar Schwangeren, die bei meinem Test durchgefallen wären, hätten zum Trost ein paar Monate später ein Kind gekriegt. Dann hat man sowieso keine Zeit mehr, sich über Sinn und Glück und all den Kram Gedanken zu machen. Man hat Ränder unter den Augen und ist schon glücklich, wenn man zwei Stunden durchschläft. Das dann gerne auch ohne Glücks-Gen.

»Zu unseriös«, hatte mein Verleger gesagt, obwohl er die Idee prinzipiell nicht schlecht fand. Meine weiteren Vorschläge waren:

»Endlich arbeitslos« – zu politisch!

»Endlich Single« – gibt's schon, Schwachsinn!

»Nie wieder heterosexuell« – zu sexistisch!

»Bauchreden leicht gemacht« – uninteressant!

Es ist unglaublich schwer, auf diesem Markt zu bestehen. Und langsam verliere ich den Mut, dass es noch etwas wird. Ich bin mittlerweile total ratlos.

»Für immer ratlos«, das wird dann wohl auch das Thema meines ersten Ratgebers werden.

Liebes Tagebuch!

Seitdem Präsident George Bush nicht mehr öffentlich darüber redet, wann er nach Nordkorea, in den Iran und ins Phantasia-land einmarschieren möchte, seitdem Harald Juhnke und der Papst am gleichen Tag gestorben sind, passiert nichts wirklich Aufregendes mehr auf dieser Welt. Sie scheint sich gelangweilt zwischen Bundesliga und Landtagswahlen hin und her zu bewegen, ohne sich recht entscheiden zu können, was davon denn noch Unterhaltungswert hat und eine Nachricht wert ist. Das macht Probleme und gefährdet Arbeitsplätze. Vor allem die von den Nachrichtensprechern, denn ohne Nachrichten braucht man auch keine Sprecher. Auf die weltweite Langeweile reagieren sie daher mit Kreativität und schaffen dabei sogar noch neue Arbeitsplätze

...

Das Tagesthema der Anne Will

T äglich laufen in den deutschen Medien mindestens zu jeder halben Stunde Nachrichten. Nachrichtensprecher erreichen mittlerweile den Popularitätsgrad von Popstars, sie werden verehrt, nach Hollywood ein- und wieder eingeladen oder bekommen bei sinkendem Attraktivitätsgrad eine abend(er)füllende Talkshow angeboten. Meist mitten in Berlin.

Die Medienkultur der Nachrichtenvorleserei hat nur einen Haken: Die öden Nachrichten hinken meilenweit dem Interesse an den Nachrichtensprechern hinterher. Meist sind sie völlig belanglos, zum Beispiel wird ausufernd darüber berichtet, wann sich welcher Staatspräsident mit einem anderen Staatspräsidenten getroffen hat und welche Themen sie bei ihrem Gespräch ausgelassen haben.

Wen das wirklich interessiert, der sollte sich zügig Gedanken über die gähnende Leere in seinem Inneren machen. Man sollte das Vakuum seines vergeudeten Daseins nicht mit Nachrichten aufzufüllen versuchen – mit Fleischwurst auch nicht, sonst wird man ein dickgesichtiger Mensch, irgendwann Landwirtschaftsminister und man kommt selbst in den Nachrichten vor.

Beachtung findet daher derzeit die Initiative der ARD, die ein paar abgehalfterte Gagschreiber von Harald Schmidt, einige arbeitslose Zeitungsredakteure und einen Germanisten in einem Team zusammengetrommelt hat. Ziel sei es, den Unterhaltungswert der Nachrichten

nachhaltig und richtig nach oben zu korrigieren, hört man aus internen Kreisen. Finanziert wird das auf ein Jahr befristete Projekt von der Anne-Will-Stiftung. Produziert werden in täglichen Arbeitssitzungen interessante Falschmeldungen, die das dröge Nachrichtenverlesen beleben sollen.

In einer Presseverklärung wurden bereits ausschnitthaft einige der Ergebnisse präsentiert.

Frankreich – Zum Jahrestag der deutschen Kapitulation überreichte Außenminister Joschka Fischer dem französischen Staatspräsidenten Jacques Chirac im Schloss von Versailles eine Nichtigkeitsurkunde über die Kapitulationsunterzeichnung der Wehrmacht. »Sie verstoße gegen geltendes EU-Recht«, so ein Sprecher des Außenministers. »Es müsse geprüft werden, ob die Kapitulation rechtlich überhaupt möglich gewesen sei oder ob das daraus entstandene franko-angloamerikanisch-russische Großkonsortium nicht ein unerlaubtes Kartell dargestellt hätte.« Tausende begeisterter deutscher Urlauber besetzten daraufhin das holländische Küstenstädtchen Domburg und forderten den Brauereikonzern Heineken auf, sich augenblicklich an das deutsche Reinheitsgebot zu halten.

Die unangemeldeten Demonstrationen der dämlichen Minderheit in Schleswig-Holstein sorgten erneut für ein Großaufgebot der Polizei. Wie schon seit Monaten zogen die zwölf Dänen durch die Innenstadt von Lübeck und skandierten »Deutschland den Dänen.« Am Rande der Demonstration kam es zu Kuchenschlachten mit schwedischen Minderheiten, die gleiche Rechte für gleiche Minderheiten einforderten. Das schwedische Kö-

nigshaus rief daraufhin dazu auf, das Dänische Bettenhaus zu boykottieren.

Ein schöner Vorgeschmack auf Sendungen, deren Nachrichten tatsächlich einmal zu Tagesthemen werden könnten ...

Liebes Tagebuch!

Derzeit beschäftigen mich zwei wichtige Worte: Management und Salon. Warum das so ist? Natürlich, weil es nicht irgendwelche Worte sind, sondern die beiden wichtigsten. Früher habe ich meine Freizeit genossen. Ab den achtziger Jahren hat man sie geplant und heute muss ich ein aufwendiges Freizeitmanagement machen. Überhaupt wird alles gemanagt. Der Verkäufer ist »Distributionsmanager« geworden, die Reinigungskraft »Clean Ambient Managerin« und daneben muss man die Qualität, die Kultur und die Fußpflege managen. Die Familie scheint auch ein bisschen Management zu benötigen. Die Hausfrauen werden in der Werbung, ohne rot zu werden, »Familienmanagerin« genannt – kein Wunder, bei der Höhe der Ablösesummen, wenn sie sich frühzeitig aus dem Unternehmen zurückziehen und ein Mann allein erziehend zurückgelassen wird.

Und die Räume? Die werden immer mehr zu Salons. Der Friseurladen ist ein Haarsalon, die Waschküche ist ein Waschsalon ... wohin das führt? Ja, woher soll ich denn das wissen? Wahrscheinlich führt es nur dazu, dass man abends einen Anruf bekommt und sagt: »Tut mir Leid, ich kann nicht mit dir in den Filmsalon gehen. Ich muss noch meine Oberhemden managen.«

Waschen ist okay, aber Trocknen ist gefährlich

Als Soziologiestudent mag es unheimlich schön sein, in einen Waschsalon zu gehen. Das babylonische Stimmengewirr, die Gerüche, die politischen Diskussionen all der Menschen, die »Miele« immer noch für den ehemaligen Staatschef der DDR halten. Ja, das hat was. Man träumt sich in eine Jeanswerbung hinein, hofft auf eine Frau, die neben einem den Schlüpfers auszieht, um ihn mit in die Wäsche zu packen. Vielleicht hofft man auch nur darauf, von einem mittelmäßigen Comedian angesprochen zu werden, ob man schon was vorhabe, er würde einen hier, an Ort und Stelle im Waschsalon, groß rausbringen.

Die Wirklichkeit sieht anders aus. Großes bringt man von zuhause mit und Kleines nimmt man wieder mit zurück. Man hat sich leider vertan und die Wollwäsche mit einem Aufguss von zarten 90° Warmwasser verwöhnt. Ansonsten herrscht neben dem babylonischen Sprachengewirr in einem Waschsalon nur eines: Krieg! Woher die Aggressionen kommen? Es gibt in den meisten Waschsalons ein vollkommen inakzeptables Verhältnis von Waschmaschinen zu Trocknern.

Für Liebhaber der Mathematik folgendermaßen ausgedrückt: Die Summe aller Trocknerwilligen verhält sich zur Gesamtheit der Trocknerinhaber im gleichen Verhältnis wie die Summe aller Kontoinhaber zum Bruttoinlandsprodukt von Bangladesch.

Trocknerwilligkeit ist demnach > Trocknervorrat.

Da sich darüber hinaus die Besitzer der Waschsalo-
n ausgedacht haben, dass man einen Trocknerdurchgang
auf zehn Minuten beschränken könnte, entsteht zusätz-
licher sozialer Unfriede zwischen den Völkern.

Viele meinen nämlich, nur, weil man den Trockner
schon für zehn Minuten besessen hätte, würde man ihn
gerne wieder abgeben wollen. Das ist aber mitnichten
so, denn in zehn Minuten trocknen nicht einmal mehr
die Taschentücher mit Monogramm, die ich von mei-
nem Onkel zur Kommunion geschenkt bekommen ha-
be. Zehn Minuten Trockenzeit sind ein übler Witz!

Und so geht alle zehn Minuten das Hauen und Stechen,
Treten und Kneifen und Keifen um die weniger Trock-
ner los. Dabei entwickelt man völlig ungewohnte Ge-
fühle. Zum Beispiel das Gefühl des »Rechtmäßigen-
Anspruch-Habens«. Es ist so eine Art Trocknergeburts-
recht, das man vererbt bekommt. Oder aber das man
verliehen bekommt, weil man nicht einer von denen ist,
die nur zum Trocknen kommen, sondern einer von den
harten Jungs, die das »volle Programm« abfahren. Und
das seit Jahren. Eine kleine Anstecknadel mit dem »gol-
denen Weichspüler« zeigt auf, wer was ist und wer sich
in diesem Geschäft schon verdient gemacht hat.

Man versaut sich seine Freizeit, indem man im Wasch-
salon herumhängt und den Socken zusieht, wie sie sich
munter drehen. Dann ist die Maschine fertig und man
möchte die Wäsche nur noch kurz trocknen, um sie
dann warm und seidenweich wieder in den Schrank zu
räumen. Die Maschine zeigt noch eine Restzeit von ei-
ner Minute an und man sichert sich einen fahrbaren
Wäschekorb und schielt gierig auf die Trockner. Drei

sind noch frei – das reicht und lässig pfeift man vor sich hin. Plötzlich öffnet sich die Tür, eine Frau mit einer riesengroßen Sporttasche kommt herein und geht zielstrebig zu den Trocknern durch. Verzweifelt versucht man noch an der Tür der Maschine zu rütteln, um die Wäsche jetzt schon herausnehmen zu können. Man wirft sich der Länge nach auf den Boden und versucht der Dame den Weg abzuschneiden und ihr in die Wade zu beißen. Das alles hat nichts genutzt: Sie besetzt die letzten freien Trockner und wenig später steht man mit der nassen Wäsche auf dem Arm, wie ein begossener Pudel, vor ihr und übt sich in Diplomatie.

»Sehen sie, es reicht mir, wenn sie mir einen ihrer Trockner abgeben würden. Mehr will ich ja gar nicht. Nur einen einzigen ...«

»Nein, kommt nicht in Frage, dann muss ich ja noch länger in diesem stinkenden, verwahrlosten und von totalen Idioten besetzten Waschsalon herumsitzen.«

»Na dann eben nicht ... «

Krieg im Waschsalon

Amokläufer stopfte Studentin in 12-kg-Maschine und schleuderte sie bei 60 Grad. Als Grund gab der Amokläufer an, sie habe ihn nicht an ihren Trockner lassen wollen.

Nippesser Tagesspiegel

Liebes Tagebuch!

Es gibt drei kritische Momente im Leben eines Mannes! Der erste ist, wenn die Haare ausfallen. Das ist ein schlimmer Moment. Der zweite folgt, wenn die Brusthaare grau werden. Die lassen sich nämlich nur verflucht schlecht färben. Es ist fast so eine Schinderei, wie sich die Schamhaare zu färben!

Der dritte und mit Abstand schlimmste Moment ist, wenn man erkennen muss, dass die Nasenhaare schneller wachsen als der Bart.

Das toppt absolut alles und man weiß in diesem Moment endgültig, dass der Verfall begonnen hat. Verschämt fährt man zu Saturn, um kurz vor Kassenschluss, wenn niemand mehr da ist, einen elektronischen Nasenhaartrimmer zu erstehen. Mit Sonnenbrille im Gesicht, gefälschtem Personalausweis in der Hand, den man gerne auch mal unaufgefordert der jungen Verkäuferin unter die haarfreie Nase hält. Mit verstellter Stimme sagt man tief »Danke«. Kurz und gut: das ganze Programm!

Nasenhaare sind fiese Haare. Sie sind vor allem Altershaare.

Ist es eigentlich ein schlechtes Zeichen, dass ich schon seit Jahren unter Haarausfall, grauen Sack- und Brusthaaren leide? Muss ich mich langsam mit Nasenhaaren auseinander setzen?

Ich hoffe so darauf, dass meine Zeit noch nicht gekommen ist und ich mich noch ein bisschen mit den Barthaaren beschäftigen kann, obwohl auch dort einige Gemeinheiten lauern ...

Die Gleichstellungsbeauftragten schlafen mal wieder

Eigentlich ist es mir zuwider, einen Text über ungerechte Geschlechterrollen oder deren Verteilungen zu schreiben. Es ist eine Gratwanderung, immer gefährlich nahe am Kalauerabgrund. Man kennt das ja: Eisiges Schweigen des Publikums wird bei den dämlichen Sprüchen von »Sieben Köpfe und nix drin« nur durch einige Entlastungslacher gebrochen. Es ist insgesamt unlustig, über Männer und Frauen zu schreiben. Wesentlich lustiger ist es aber, über Gleichstellungsbeauftragte nachzudenken.

In der letzten Zeit habe ich nämlich den Eindruck, dass das anfängliche Stöhnen und Ächzen von ordentlich zupackenden Frauen und Männern von einem lauten Schnarchen abgelöst wird. Wie anders sind all die geschlechtlichen Ungerechtigkeiten zu erklären, denen wir täglich begegnen?

Nehmen wir nur einmal einen der kleineren und in der Öffentlichkeit viel zu wenig diskutierten Skandale:

Männer rasieren sich, seitdem es Männer gibt. Es ist eine männliche Domäne und schon immer griffen die Männer zu entsprechenden Utensilien und verfeinerten die Technik der Klingen und Rasierer Jahr um Jahr. Rasierer haben demnach eine lange und deutlich männerdominierte Tradition. Trotzdem werden die Beinrasierer für Frauen auf einmal viel aufwendiger designt als ihre männlichen Gegenstücke. Sie sind

elegant geschwungen, stromlinienförmig, in modischen Farben zu kaufen und sehen insgesamt so aus, als hätte Porsche selbst die Hand am Zeichenpult angelegt. Frauen werden hier vollkommen zu Unrecht bevorteilt, gleichwohl die gesamte Klingenentwicklung von Männern geleistet wird. Das verbesserte Design kann man doch nicht damit erklären, dass es eine ergonomische Notwendigkeit sei, weil der weibliche Rasierer schließlich durch das Badewasser gleiten müsse, der männliche nur durch die Luft. Dort sei der Widerstand bekanntlich geringer. Hier muss man demnach nicht auf eine stromlinienförmige und in Wind- und Wasserkanälen getestete Formvollendung zurückgreifen. Nein!

Eindeutig werden hier die Männer benachteiligt. Man streckt ihnen hässliche, an einfachen Stilen aufgesteckte Rasierklingen entgegen. »Braucht ja nicht gut auszusehen, du bist ja nur ein Mann – da ist es egal, wie deine Rasierer aussehen ...«, scheint man sich bei den Herstellern zu denken. Bestenfalls malt man zum Trost den plumpen Stil noch rot an und schreibt »Ferrari« drauf – in der Hoffnung, dass keiner bemerkt, dass es immer noch ein ganz unhandlicher und einfacher Stil ist.

Da sollten sich mal ganz schnell die Gleichstellungsbeauftragten drum kümmern. Ja wenn sich das erst einmal durch- und festsetzt, dann möchte ich nicht wissen, wo das endet. Dann wird es bald Frauenbier in edlen Zerstäubern geben, während die Männer noch immer aus plumpen Flaschen trinken müssen. Oder es werden Frauenautos hergestellt, die schnellere Motoren haben. Was bitteschön ist denn das für ein Land?

Ich wehre mich ausdrücklich gegen diese Entwicklungen und habe mir aus Protest einen türkisen, stromlinienförmigen Beinrasierer zugelegt, den ich nun für meine morgendliche Bartrasur verwende. Der einzige Nachteil ist, dass ich irre lange die Luft anhalten muss, weil der Rasierer es ja gewöhnt ist, unter Wasser entlang zu gleiten. Also rasiere ich mich mit eingetauchtem Kopf in einem prallvoll gefüllten Waschbecken und das kostet ganz schön Puste ... so früh am Morgen.

Liebes Tagebuch!

Heute hatte ich unschöne Gedanken: Ich habe ans Töten gedacht. An einem Bluttausch habe ich mich gedanklich geweidet, an eine einzigartige Tour der Leiden und an langsame und quälende Stunden für meine Opfer habe ich gedacht. Ich will töten!

Ist das nicht beruhigend, dass man auch mal solche Gedanken hat?

Wäre doch viel schlimmer, wenn ich immer das Bedürfnis hätte, mich in Diskussionsrunden auszusprechen, oder?

Ich will aber nicht sprechen! Ich will nicht mit anderen reden! Ich will vor allem nichts mehr hören!

Ich kann es nämlich nicht mehr ertragen ...

Soulgeheule muss nicht sein

Wann stirbt eigentlich endlich Tom Jones?
Wann wird irgendein vernünftiger Hecken-
schütze Xavier Naund auflauern oder »Schwarz-auf-
weiß«-Max, Deutschlands weißen Heuler, erledigen?
Wann werden endlich die USA von Taliban besetzt?
Wann wird man uns die taktlosen Musikschaaffenden
vom Halse schaffen?
Die Welt braucht eine Richtungsänderung. Es wurde
genug Soul geheult.

Es geht leider schon am Frühstückstisch los: Man stellt
das Radio an und es dauert mit Sicherheit nicht länger
als vier Minuten, bis man das erste Mal mit Geheule
und totalen »deep emotions« konfrontiert wird. Nicht
selten fragt mich meine Freundin schon in einer Art
Singsang: »Ooohh- uhuuhhuuu! Wieee, ja sag mir wie,
wie, wie möchtest du dein Ei- Eieeeeeeeiiii?«

Man muss schon sehr viel Liebe aufbringen, um das zu
ertragen!

Soul entspricht meinem Lebensgefühl exakt in dem
Grad an Übereinstimmung, wie ich mir ein eigenes
Haus mit Garten wünsche – wenn in diesem Garten ein
Atomkraftwerk russischer Bauart stehen würde. Etwas
veraltet und nicht mehr ganz dicht. Soul-Geheule ist die
musikalische Antwort auf undichte russische Atom-
kraftwerke. Soul ist potenziell umweltgefährdend.

Es gibt Treibgase, es gibt Feinstaub, es gibt Fleisch-
und Butterberge, es gibt Malaria und Hungersnöte.

Das Gute an dieser Art von Katastrophen ist: Es gibt entweder Richtlinien dagegen, Richtwerte zum Bemessen oder aber es gibt Organisationen, die sich um die Beseitigung kümmern.

Mit Soulmusik ist das so eine Sache: Es gibt nichts, was man tun könnte. Soul ist Feinstaub für die Ohren und Schmalz- und Tränenberg in einem!

Aber nicht einmal Bruce Willis scheint noch gewillt zu sein, die Welt erneut zu retten und sie von dem Übel zu erlösen.

Es ist nur eine Frage der Zeit, bis man über in Bikini gekleidete und synchron hüpfende Friseurinnen stolpert, die einem in ihrem Salon in einwandfreiem Soul-Geheule fragen: »Wiee? Sag mir wie?? Wie, wie wie, wie möchtest du dein Haar? Ahaa Ahaa Ahaaaaar?? «

Das wird der Moment sein, an dem ich, ohne äußere Gewalteinwirkung, auf die tiefe Emotionalität dieser Welt mit vollständigem inneren Rückzug reagieren werde ...

Liebes Tagebuch!

Heute bin ich durch die Stadt gegangen und habe mir gewünscht, dass alles ausgebombt wäre und man einfach noch einmal von vorne anfangen könnte.

Hier ein kleiner Friseurladen, dort eine Bäckerei und da drüben ein kleiner Heizungs- und Sanitärfachhandel. Man kennt und bemüht sich, mehr schlecht als recht durch das Leben zu gleiten. Aber in Wirklichkeit sieht alles ganz anders aus ...

Ich glaube, Sie müssen rechts abbiegen

Den Zustand einer Gesellschaft kann man an den Fußgängerzonen ablesen. Sie sind die Lebenslinien der urbanen Menschen. Man kann in ihnen lesen wie in einer offenen Hand. Die Fußgängerzonen können durchgehend sein, sie können Unterbrechungen aufweisen oder einfach zum Erbrechen sein.

Oh, mein Gott – die Fußgängerzonen sind die Lebenslinien der urbanen Menschen – wie geil ist das denn? Ich glaube, ich habe mich gerade in eine Metapher von mir verliebt ...

Egal! Ich schwelge nachher, jetzt muss erst mal dieser Text durchgearbeitet werden. Es geht hier um Städtebau.

Nun erwartet ein Leser, der sich auf Lustiges freut, in aller Regel das übliche Geheule über die hässlichen Entlein Hannover, Gütersloh und Bielefeld und die schönen Schwäne an Rhein und Mosel. Ganz nervös bringt sich der Lachmuskel schon mal in Stellung, weil gleich das ungeheuer lustige Wort »Hannover« kommt. Das gehört aber in die Asservatenkammer der 70er-Jahre-Humoristen und ist in Büchern mit zwei Nullen im Erscheinungsjahr nicht länger willkommen.

Es ist vor allem nicht mehr richtig. Es lohnt sich nicht mehr, über Hannover, Gütersloh oder Bielefeld zu lachen. Es sieht in München längst genauso aus wie in Bielefeld oder in jeder anderen beliebigen Stadt in Deutschland.

Neben dem Görz kommt der New Yorker, dann C&A. Rechts daneben ist der McDonald's und gegenüber H&M. Weil ich das so scharfsinnig durchschaut habe, gebe ich auch in jeder x-beliebigen Stadt Suchenden gerne Auskunft. Immer die gleiche Auskunft, egal, wo ich bin, egal, was gesucht wird. Auch dann, wenn ich selbst zum ersten Mal in der Stadt bin. So wie beispielsweise neulich in Magdeburg. Zwei freundliche Japaner wollten zu irgendeinem Gebäude, von dem ich noch nie gehört hatte.

»Gehen Sie einfach hinter dem H&M rechts die Straße rein«, habe ich gesagt und wusste intuitiv, dass es richtig ist. Es stimmt immer, weil an jeder blöden Ecke ein H&M ist und wenn man nur oft genug rechts abbiegt, kommt man sicher dort an, wo man hin wollte – hoffe ich. Es sieht eh überall gleich aus.

Die Gefahren, die das uniforme Aussehen aller Städte mit sich bringt, liegen auf der Hand. Nicht nur die Städte, auch die Menschen sehen irgendwann alle gleich aus, weil sie sich alle bei den gleichen Läden die gleichen Schuhe und Klamotten kaufen. Das ist kein Problem, solange H&M jeden Monat eine neue Kollektion herausbringt. Die Wahrscheinlichkeit, dass alle Frauen zugleich in hässlichen NENA-look-alike-Klamotten herumlaufen, ist gering. Man kann in diesem Falle immer noch zu einer anderen Frau wechseln, wenn man eine heiße Bekanntschaft im falschen Kollektionsmonat gemacht hat.

Was aber, wenn uns die Monopolisten irgendwann einmal ein Schnippchen schlagen?

Nehmen wir nur einmal an, dass H&M beschließt, ein Jahr lang ausschließlich Uniformen chinesischer Arbei-

ter anzubieten. Na? Kann man sich das etwas verstörte Straßen- und Menschenbild z.B. in München vorstellen? Hirschlederhosen ade – es lebe die blaue Arbeiterjacke. Görz verkauft im gleichen Moment ein Jahr lang ausschließlich holländische Klotzschen und schon ist das Grauen komplett.

Mit Klotzschen an den Füßen und einer chinesischer Arbeitermütze in der Hand steht man abends auf der Über-30-Party und versucht zu »UB 40« zu tanzen. Ein etwas lächerlicher Anblick ... Außerdem versteht man irgendwann die Musik nicht mehr, weil sie von 200 Holzschuhen komplett überdröhnt wird.

So ist das – viel schlimmer, als George Orwell es sich je ausgemalt hat. Um es auf den Punkt der erbrochenen Lebenslinien in Hannover, München, Bielefeld und Gütersloh zu bringen: Es ist komplett egal, wo du wohnst!

Von mir aus können Sie links abbiegen

Habe ich eigentlich schon darüber geschrieben, dass die Fußgängerzonen die Lebenslinien der urbanen Menschen sind und man in ihnen lesen kann wie in einer offenen Hand?

Es gibt ein Problem dabei. Es gibt immer mehrere Linien in den Händen. Das heißt übertragen, dass es neben den *Fußgängerzonen* auch Seitenstraßen gibt. Unlogischerweise heißen sie tatsächlich Seitenstraßen. Semantisch korrekter wäre natürlich eine Unterscheidung von *Fußgängerzonen* und »Handsteberbereichen«. Aber das nur ganz am Rande, als vollkommen unwichtiger Einschub.

Sollte es etwa der Fall sein, dass hier, in den Seitenstraßen, das neue wirkliche urbane Leben entsteht? Wir schicken die Touristen alle rechts hinter dem H&M ins Irgendwo und biegen selber links ab. Dort ist es dann niveauvoll und schön. Doch – Hoppla! Was ist das?

Es zeigt sich ein einziges Seitenstraßenend.

Das heißt, hier beißt der »Pfennigfuchs« ins »Groschengrab«, das »Inferno« droht diabolisch dem »99-Cent-Paradies« und verkauft Sturmfeuerzeuge für 98 Cent. Das 99Cent-Paradies wiederum kontert mit Feuerlöschern für nur einen Euro. Mit centnerschweren Waffen patrouillieren Jugendliche durch das ganze »Unter-einem-Euro-Viertel«. Die haben sie im »Alles-muss-raus-und-zwar-sofort-und-egal-wie« gekauft.

Ein sperriger Name für einen komfortablen Laden, der ein komplettes altes Parkhaus mit Müll ausgestattet hat.

Zwischen den Widersachern der widerlichen Sachen sind auf 100 Meter Wegstrecke vier O₂-Läden angesiedelt. Ja, Sauerstoff kann man ja gar nicht genug bekommen, wenn man vom Preisverfall benommen nach Luft und Geschmack ringt. Außerdem gibt es dort Telefone für einen Euro. Mit dieser technischen Billihilfe kann man sich ständig darüber austauschen, ob es irgendwo zweihundert undichte Müllsäcke und abgelaufenen Joghurt für unter 98 Cent gibt.

Dort, wo noch kein O₂-Laden ist, macht in Sekundenbruchteilen ein Wettbüro auf. Pferdewetten, Hundewetten, Fußballwetten, Wetterwetten – Donnerwetter!

Erstaunlicherweise sind sie immer voll – erstaunlicherweise sind sie *voll* Fernseher, auf denen noch erstaunlicherweise zu jeder Tages- und Nachtzeit Pferderennen übertragen werden. Es muss so unglaublich viele Rennpferde weltweit geben, dass von einer regelrechten Pferdeplage gesprochen werden muss.

Letztes Jahr die Heuschrecken, davor Kaninchen und Kängurus und jetzt Rennpferde. Die Welt gerät aus den Fugen. Damit man die Rennpferdeplage besser unter Kontrolle hat und sie nicht auf den Straßen herumlungern und Passanten ein Ohr ankauen, baut man ihnen Sportplätze und lässt sie dumm herumrennen. Und man baut gleich dazu die Wettbüros, alle drei Meter eines. Auf die rennenden Plagegeister kann man dann 99 Cent, ein Sturmfeuerzeug oder einen Feuerlöscher setzen und bekommt dafür einen Zettel. Der liegt dann drei Minuten später auf dem Boden. Pech gehabt!

Die verwetteten Sturmfeuerzeuge und Feuerlöscher werden nach dem Rennen am Hintereingang abgeholt und stehen zwölf Sekunden später schon wieder im Fenster beim »Inferno«. Das nennt man Geldkreislauf, oder Recycling – je nach Betrachtungswinkel.

So sieht es in den Seitenstraßen unserer Städte aus!
Auch kein schöner Anblick. Und auch hier gilt die Devise: Es ist komplett egal, wo du wohnst!

Liebes Tagebuch!

Immer wenn man durch Deutschland fährt, dann kommt ein Buch dabei raus. Das ist so. Das Buch heißt dann »Mein Deutschland« und ist eine Mischung aus Anklageschrift und Heimatfilm. Alle bedeutenden Schreiberlinge haben Deutschlandreisen unternommen und dann über unser Ländle geschrieben. Heine, Roger Willemssen und Vladimir Kaminer zum Beispiel – frag mich aber bitte nicht nach der zeitlichen Reihenfolge!

Eines Tages, ich saß gerade so am Küchentisch in der Wohnung herum, da sagte mir eine innere Stimme, ich müsse durch Deutschland fahren und mich politisch engagieren. Das sei wichtig. Du weißt, wie groß meine Schwierigkeiten mit politischen Texten und Ansichten sind, aber ich musste mich dem stellen. Also habe ich mich in den Zug gesetzt und zum 1. Mai nach Berlin rübergemacht. Dabei habe natürlich auch ich ein Deutschlandbuch geschrieben.

»Mein Deutschland – oder wo all das Überbrückungsgeld geblieben ist«, heißt es.

Auf meiner Deutschlandreise ist mir nämlich aufgefallen, dass wir unglaublich viele Brücken haben. Zu meinem großen Erstaunen haben wir vor allem dort Brücken, wo es gar nichts zu überbrücken gibt. Hunderte vollkommen sinnlos in die Landschaft gestellte Brücken. Teuer sind sie wahrscheinlich gewesen. Das Wort Überbrückungsgeld bekommt so ein ganz anderes Gewicht. Davon handelt mein Deutschlandbuch. Es sind Texte über und Bilder von Brücken. Über all das in den Sand und auf die Felder

gesetzte Überbrückungsgeld wollte ich in Berlin diskutieren, aber es besteht diesbezüglich kein Kommunikationsbedarf, wie man mir beim Kanzleramt durch den Hausmeister ausrichten ließ.

Ja, wo bleibt denn da das politische Bewusstsein in dieser Gesellschaft, wenn solche Skandale ungeahndet bleiben? Es scheint niemanden mehr zu geben, der sich noch für Politik interessiert.

Ach wie niedlich! Es politelt in Berlin!

Wenn sich ein Spitzenkoch beinahe unbeobachtet von seiner Kundschaft in der Nase bohrt, dann verlassen die ihn beobachtenden Restaurantbesucher entweder erbost das Lokal oder aber sie rufen begeistert: »Och guck mal da, wie nett! Es menschelt doch wirklich überall. Sogar hier, bei unserem überirdischen Spitzenkoch!«

Ähnliches passiert, wenn sich ein kleines Kind völlig zu recht den Hutzikutzi-Annäherungsversuchen von pädophilen Erwachsenen verweigert und ordentlich in den zum Streicheln ausgestreckten Finger beißt. Freudig ruft der blutende Kinderstreichler dann: »Och wie süß – aber es fremdelt noch ein bisschen ...«

»Menscheln« und »fremdeln« sind häufig verwendete Ausdrücke, die es streng genommen gar nicht gibt. Aber sie sind dennoch sehr schöne Worte und beschreiben exakt das, was man sonst umständlich erklären müsste.

So verhält es sich auch bei dem Wort »politeln«. Politeln ist jedoch unbekannter und wird weder von entzückten Gästen guter Restaurants noch von entrückten Kinderstreichlern verwendet.

Es wird selten verwendet. Es wird sogar super selten, also nur ganz manchmal, in Wirklichkeit fast nie verwendet. Um ehrlich zu sein, wird es in diesem Text zum ersten Mal überhaupt verwendet, weil ich es eben erst erfunden habe. Daher erfolgt an dieser Stelle die

notwendige Erläuterung, damit zukünftig nicht mehr lange drumherumgeredet werden muss, sondern direkt gesagt werden kann: »Och nein, wie süß! Er politelt – ist das nicht putzig?«

»Politeln« wird von Menschen ausgeübt, die nur zu ganz bestimmten Gelegenheiten irgendetwas über Politik hören oder von Politik wissen möchten.

Zum Beispiel politeln unglaublich viele Punks und linke Anarchos nur noch einmal im Jahr, nämlich zum 1. Mai in Berlin. Ansonsten hängen sie lieber bei H&M rum und schauen nach, ob es neue Nietengürtel mit noch mehr Nieten für schmales Geld gibt. Oder sie interessieren sich für neue Buttons von Bands, die schon die Eltern gehört haben. Andere bemühen sich darum, zwei Akkorde auf der Gitarre zu erlernen und haben daher jahrelang keine Zeit mehr, sich für Politik zu interessieren. Doch dann ist er da und landauf, landab singt man auf den Bauwagenplätzen der Republik: »Der erste Mai ist gekommen ...«

Waren es aber vor Jahren noch tausende wilder und auf die Barrikaden gehende Jugendliche, die die Barrikaden sogar selbst gebastelt hatten, so ist es heute nur noch ein müder Haufen von Teilzeitpunks, die nicht einmal mehr Barrikaden mitbringen. Viel zu spät haben sie sich spontan dazu entschieden, mit Papas Wagen nach Berlin auf die Maikrawalle zu fahren und die Barrikade ist leider nicht mehr rechtzeitig fertig geworden. Sie liegt unvollendet auf dem Bauwagenplatz herum und wird dann zum Sankt-Martins-Feuer der Gemeinde gespendet.

Die Maikrawalle in Kreuzberg ist so zahm geworden, dass die Polizei mittlerweile ernsthafte Schwierigkeiten

bekommt, das Vorhandensein von Wasserwerfern zu legitimieren.

Um den Unterhalt für die schönen Außenduschen weiter aufbringen zu können, hat der Berliner Polizeipräsident daher in diesem Jahr Sponsoren aus der Industrie gesucht und so war zum ersten Mal Folgendes aus dem Megafon des Einsatzleiters der Polizei zu hören:

»Meine Damen und Herren Krawalleristen. Um 16:00 Uhr bieten wir Ihnen auf dem Mariannenplatz eine Wasserwerferschlacht an. Für Auswärtige und Ortsunkundige haben wir Shuttlebusse vom Bahnhof Zoo eingerichtet. Die Busse fahren Sie halbstündlich zu unseren Einsatzorten und danach auch gerne wieder zurück. Für Frauen, die nach der Krawalle und später als 22:00 Uhr nach Hause möchten, vermitteln die Fahrer unsere Nachtbusse an den Endhaltepunkten gerne Taxen. Der Einsatz wird Ihnen übrigens präsentiert von Duschdas, dem freundlichen Aktivgel, das die Haut belebt.«

Von einem derart höflichen Angebot angezogen, politeln sogar die Punks, deren gesellschaftlicher Aufstand sich sonst weitestgehend darauf beschränkt, beim Beantragen eines Bauwagenplatzes die Stiefel nicht vor der Bürotür des Amtsleiters im zuständigen »Amt für Städtebau und Bauwagenstädte« auszuziehen.

Nicht viel anders sieht es mit politelnden Menschen aus, die den Gewerkschaftsaufrufen Folge leisten. Um vor das Rote Rathaus in Berlin mehr als vierzehn Lustige und Schaulustige zu bringen, bedarf es schon einer Kraftanstrengung. Hip-Hop-Bands ziehen ein

paar gelangweilte Jugendliche an. Billiges Bier einige Männer und die Punks, die die Shuttlebusse nicht gefunden haben. Mit Hüpfburg, Kreidemalerei und Luftballons erwischt man Kinder, die zufällig den Boulevard »Unter den Linden« entlangflanierten. Sie quängeln und heulen beim Anblick der Hüpfburg so lange, bis ihre Mütter einwilligen und sie ein paar Stunden vor Ort bleiben dürfen. Das Kind hat Spaß, der Vater Bier, die Mutter bekommt eine rote Rose und heiße Bratwurst.

Von allen konsequent ignoriert bleiben einige Männer mit Anzügen und lächerlichen Arbeitermützen auf einer großen Bühne stehen und brüllen aufgeregt in Mikrofone. Sie ereifern sich im »Klassenkampf« und brüllen gegen »die Großindustrie« oder »das Kapital«. Irgendeiner von ihnen hebt die Stimme und prangert vor allem die fehlende Unterstützung für allein erziehende Mütter an. Tausende von ihnen seien heute hier protestierend zusammengekommen, das sei Beweis genug. Die tausenden von allein protestierenden Frauen blicken sich daraufhin hilfeschend mit einem Stückchen Wurst im Mund nach ihren Männern um, aber die stehen immer noch an der Bierbude und so könnte für die Kameras der Fernsehanstalten tatsächlich der Eindruck entstehen, sie seien alleine, die erziehenden und kauenden Frauen. In Wirklichkeit sind es natürlich glückliche Familien, die für Kreide, Bier und Bratwurst an einem Sonntag gerne mal ein bisschen gewerkschaftlich politeln.

Die Nachrichten zeigen dennoch imposante Bilder der Kundgebung, was wesentlich dadurch zu Stande kommen konnte, dass der DGB aus der ganzen

Republik Fahenschwenkercorps verpflichtet hatte, die für Karneval und Schützenfeste üben wollten. Fröhlich schwenkten sie die ihnen hingehaltenen Fahnen und übten neue Wurf- und Schwenktechniken ein.

Ein völlig normaler Protesttag geht langsam dem Ende entgegen. Ein Tag, an dem in Berlin ein wenig politelt wurde.

Die Kinder sind vom Kreidemalen ganz dreckig, die Väter vom Bier müde und die Mütter von der Bratwurst satt. Busseweise fahren zufriedene Fahenschwenkercorps zurück nach Franken und Köln, ein paar Gewerkschaftler sitzen heiser in einem Brauhaus und feiern den gelungenen Ausruf eines Aufstandes, der liegen bleiben wird.

Ein enttäuschter Einsatzleiter bleibt auf zweitausend Proben Duschas Aktivgel hängen und wird noch am selben Abend auf einer anonymen Internetseite eine Bauanleitung für Barrikaden und die Herstellung von Molotow-Cocktails veröffentlichen ...

Liebes Tagebuch!

Heute habe ich mir die Haare schneiden lassen. Es wurde mal wieder Zeit, nachdem ein Passant »Aus! Aus! Pfui! Machst du wohl Platz!« gerufen hatte, nur weil ich zu nah an seinem angeketteten Fahrrad vorbeigegangen bin.

Meistens verschleppe ich das Problem und zögere es von Mal zu Mal weiter nach hinten raus, bis ich mich zu meinem Friseur traue.

Das hat gute Gründe, mein liebes Tagebuch.

Waschen, Schneiden, Legen

»**L**eg dich schon mal hin, ich mach dich gleich nass und dann bring ich dich ganz groß raus ...«

Das wirkliche Problem meines Friseurs ist nicht, dass er so ist, wie er ist. Das Problem ist eindeutig, dass er so tut, als sei er genau so, wie man es von einem Friseur erwartet.

Er lebt in Klischee, dieser Stadt im Norden Frankreichs, oder es ist eine außerirdische Lebensform, die von ihm Besitz ergriffen hat und er kann nichts dafür. Ein in seinem Bauch wohnendes Alien, das ihn all diese Dinge tun lässt.

Jedes Mal begrüßt er mich mit dem selben Spruch.

Jedes Mal wieder. Und jedes Mal freut er sich über die gelungene Begrüßung und lacht über sich und seinen Witz. Nicht laut, eher leise, mehr so von hinten in sich hinein. Man erkennt es eigentlich nur an einem leichten Hüpfen des schrillen Hemdes, was er trägt. Manchmal erscheint es mir, als würde er nicht selbst lachen, sondern als ob das kleine homosexuelle Alien im Inneren seines Bauches lacht. Wenn es sich zwischen dem Dünn- und Dickdarm meines Friseurs vor Lachen auf die Schenkel klopft, dann sieht es von außen eben so aus, als würde das Hemd leicht hüpfen. Den Rest der Bewegung puffern Bauchdecke und Leber ab. Ich stell es mir so vor wie bei einer schwangeren Frau.

Das zweite Problem meines Friseurs ist nicht, dass er versucht, mit mir ins Gespräch zu kommen, sondern,

dass er genau so mit mir spricht, wie man es von einem Friseur eben erwartet.

»Und?«, fragt er. »Hast du den 1. FC gesehen? Ich denke ja, sie könnten in der kommenden Saison in der Bundesliga bleiben. Vielleicht ist sogar ein Uefa-Cup-Platz drin. Aber nur, wenn Poldi nicht von Bayern gekauft wird ...«

Dann beginnt ein Monolog, dem ich natürlich nicht folgen kann. Es ist nämlich so: Ich interessiere mich überhaupt nicht für Fußball. »Poldi« hieß der etwas zu früh erblindete Silberpudel meiner Tante, der seine Überzüchtung trotz des teuren Hunde-Augengels, das sie bei <http://www.fifistyle.de> gekauft hatte, nicht schadfrei überstand. Dass Bayern sich für einen verwöhnten erblindeten Pudel interessieren könnte, war mir bislang nicht klar.

Mein Friseur redet mit mir über Fußball, mit meiner Nachbarin, einer etwas unscheinbaren älteren Dame, über das Wetter und Diäten.

Fußball für die Männer, Wetter und Diäten für die Frauen. Wie wichtig die Familie und die Gesundheit sind, das erfahren beide. Familie und Gesundheit sind geschlechterneutrale Themen. Sie sind ein Allheilmittel in der Friseur-Kommunikation. Sie sind die Nivea-Creme des guten Gesprächs.

Darüber würde ich auch gerne mal reden. Über Diäten. Diäten und Wetter sind mir sogar wichtiger als die Gesundheit der Familie.

Das berühmte Kommunikations-Lehrbuch für Friseure »Gespräche unter der Trocknerhaube« muss umgeschrieben werden.

Neben dem Kapitel »Zur Bedeutung von Diäten und Wetter im männlichen Kosmos« sollte es weitere Beiträge beinhalten. Ich schreibe derzeit an »Desinteresse an Rundungen trotz ausreichendem Testosteronvorkommen«. Es behandelt ein bislang kaum diskutiertes Tabu in der Friseur-Kommunikationsszene. Es ist die männliche Unlust, sich ständig über Frauen oder Fußball unterhalten zu wollen. Eine Art verbal-sexuelle Störung, die vor allem Männer mittleren Lebensalters betrifft.

»Bis dreißig Sex, bis fünfzig Geld, danach nur noch Verdauung.« Auch diese immer wieder verbreitete goldene Faustregel der Gesprächsinhalte in Friseursalons passt nicht in eine globalisierte und komplexer werdende Welt. Ein Umdenken ist hier von Nöten.

Aber all das wäre einfach zu ertragen. Mit all diesen Einschränkungen könnte ich leben – ja, ich würde mir sogar Nachhilfe nehmen und Fußballernamen und Vereine lernen, wenn mein Friseur nicht ein weiteres Problem hätte.

Sein vielleicht größtes Problem.

Jedes Mal, wenn ich vom Friseur komme, sehe ich so aus. Genau so! Also so, wie ich nun gerade aussehe. Das ist doch entsetzlich!

Liebes Tagebuch!

Mein Geld ist alle. Ich muss mir etwas einfallen lassen. Aber ich kann ja nichts. Vielleicht mit Hunden um den Block gehen – aber bringt das was? Und wie viel verdient ein Hund im Durchschnitt – ich meine, kann er sich das überhaupt leisten, mich anzustellen? Vielleicht ist das ja auch einer dieser tollen Ein-Euro-Jobs? So einen will ich nicht haben!

Keine Ahnung, wie es weiter geht!

Muss ich halt ins Tourismusgeschäft einsteigen. Davon leben auf der Welt enorm viele Menschen. Ganze Länder existieren nur aufgrund des Tourismus. Vor allem die, wo man nicht mit einem Wohnwagen hinfahren kann. Da muss sich doch was machen lassen ...

Stadtführung

Gut, habe ich gesagt, Touristen brauchen Stadtführungen und sie wollen Geschichten hören, dann kriegen sie sie eben. Es ist ein universelles Bedürfnis aller Touristen überall auf der Welt. Gepfeffert mit Jahreszahlen, gesalzen mit ein paar Schauergeschichten über Könige und Enthauptungen. Das ist das typische Touristenmenü. Satt steigen sie wieder in die Busse und fahren weg. Aber noch bevor das erste Sunkist ausgetrunken ist, haben sie alle Daten und Fakten längst vergessen. Übrig bleibt nur der Satz: »Der Reiseführer war sehr nett – und was der alles wusste ... den werden wir aber in guter Erinnerung behalten.«

Das ist doch mal eine schöne Beschäftigung ... in guter Erinnerung behalten zu werden, finde ich. Daher habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, wo auch immer ich im Urlaub bin, Stadtführungen anzubieten. Das funktioniert sehr einfach. Man stellt sich an den Bahnhof oder vor eine Kathedrale und spricht ältere Menschen in weißen Söckchen und mit einem lustigen Sonnenhütchen auf dem Kopf oder lächelnde Asiaten an. Gerne führe ich z.B. japanische Reisegruppen durch große Städte. Asiaten sind deswegen so dankbar, weil sie immer glauben, ich sei ein Ureinwohner, unabhängig davon, ob ich nun in Paris, Madrid oder Castrop-Rauxel eine Führung mache. Ich bin universell einsetzbarer Europäer. An japanischen Reisegruppen ist zudem komfortabel, dass sie am nächsten Tag in einem

anderen fernen Land sind und da ist es nun wirklich egal, was ich ihnen in Paris erzählt habe.

Als ich neulich wieder einmal dort war und kein Geld mehr hatte, stellte mich vor den Eiffelturm und es dauerte nur zehn Minuten, da hatte ich eine ansehnliche Gruppe an wissbegierigen japanischen Touristen um mich herum versammelt und erklärte ihnen, dass ich ein weit entfernter Verwandter von Ludwig dem XIV sei, aber leider habe die jetzige sozialistische Regierung uns das Schloss, also Versailles, abgenommen, und nun müsse ich mir mein Geld als Reiseleiter verdienen. Die Japaner waren beeindruckt, denn in Versailles waren sie am Nachmittag gewesen. Na, dann seien sie wohl auch an meinem alten Kinderzimmer vorbeigekommen, habe ich ihnen erklärt und sie haben ... genickt – was auch sonst?

Für Führungen existenziell bedeutsam ist das Erzählen von persönlichen und hintergründigen Geschichten und vor allem Häuser von berühmten Menschen zu zeigen, die darin wohnen. Die will er sehen, der Tourist. Er schaut dann gerne zum vermeintlichen Schlafzimmer und erhofft sich, einen Blick auf den Star werfen zu können, so ganz privat, ungekämmt und mit einer Zahnbürste im Mund, einfach vor dem Fenster stehend und nach draußen schauend. So verbringen berühmte Menschen häufig ihre freie Zeit. Sie stehen vor dem Fenster, putzen sich die Zähne und warten ungekämmt darauf, von Fremden angeschaut zu werden. Leider aber wohnen berühmte Leute immer weit auseinander und zumeist auch noch außerhalb der Innenstadt. Das macht jeder Reiseleitung schwer zu schaffen.

Je nach Fußlaune und Wetter entscheide ich daher eher spontan, wo Edith Piaf in Paris gelebt hat oder aber der kleine Prinz. Das Geburtshaus vom kleinen Prinzen zeige ich besonders gerne und es ist ein willkommenes Fotomotiv – weil den kleinen Prinzen, den kennt man überall.

Jean Paul Belmondo hat meinen Reiseführungen nach schon in Notre Dame, im Invalidendom oder dort gewohnt, wo jetzt H&M auf den Champs-Élysée ist. Es spielt absolut keine Rolle, was man oder wohin man zeigt. Das Haus muss groß und fotogen sein, das reicht aus. Und wer weiß schon, ob Jean Paul Belmondo nicht wirklich irgendwann den Invalidendom kauft und dort einzieht.

Am liebsten aber führe ich Touristen durch Köln. Das ist prima, denn alles ist nah nebeneinander und man braucht nicht so viel durch die Gegend zu laufen. Niemand würde glauben, dass in den Hochhäusern in Chorweiler irgendwo Zarah Leander gewohnt hat. Chorweiler sieht nach Martin Semmelrogge aus, aber den kennt man nicht in Japan und so kann man sich die Tour nach draußen sparen. Natürlich weiß ich insgesamt auch über Köln nichts zu berichten, aber man kann deswegen trotzdem kleine Reisegruppen leiten. Ins Schwimmen geraten bin ich nur einmal, als man mich über das Königshaus in Köln ausfragte. Große Städte haben Paläste, große Städte haben Könige, die in den Palästen gewohnt haben. Große Städte haben ganze Dynastien, über die man berichten kann und sie haben Museen voll mit Bildern der Königsfamilien.

Jetzt hatte ich nur zwei Möglichkeiten: Entweder ich musste sofort zugeben, dass Köln die komplette Provinz ist oder ein Königshaus musste her. Jetzt find aber mal so auf die Schnelle einen Palast und ein komplettes Königshaus, das ist gar nicht so einfach!

Gut ist daher, dass Deutschland einen Krieg hatte.

Davon haben viele trotz Schuleinbildung schon mal was gehört, vom Zweiten Weltkrieg, und man kann als Stadtführer immer irgendwohin zeigen und sagen, da habe mal was gestanden, jetzt sei es weg, Schuld sei der Krieg.

Wer es noch nicht weiß: So ist es auch in Köln.

Der WDR steht exakt da, wo vor dem Krieg der Königspalast war, jedenfalls erzähle ich das und es kommt immer gut an. Ich bete bei Bedarf auch einen völlig frei erfundenen königlichen Stammbaum runter, in dem u.a. Prinz Vicky Jungblut steht, ein sehr berühmter (*Karnevals*)Prinz in Köln, der meiner Legende nach die napoleonischen Truppen aus Köln vertrieb. Sein Urenkel, Prinz Poldi, gäbe nun den Ton in der Stadt an. Jeden Tag stünde etwas über ihn in der Zeitung, weiß ich zu berichten. Prinz Poldi sei noch unverheiratet und daher Europas begehrtester Junggeselle, füge ich stets hinzu, denn Superlative sind wichtig bei Stadtführungen. Die größte Kirche, die meisten Biersorten. (Das ist übrigens immer der Zeitpunkt, an dem die Männer kurz einmal hinhören.)

Es gibt so viel zu sehen in Köln, von dem selbst die Kölner nicht wissen, wie bedeutend es in Wirklichkeit ist. Auf dem 4711-Gebäude wurde Alfred Hitchcocks „Über den Dächern von Nizza“ gedreht, in Groß Sankt Martin steht das Taufbecken von Papst Benedict dem

XVI und der Ford Tin Lizzy wurde in den Fordwerken in Niehl gebaut – das erste serienmäßig hergestellte Automobil kam aus Köln.

Es ist eine wichtige Stadt, in der wir leben, eine königliche Stadt. Es ist eine bedeutende Stadt – und wer das nicht glaubt, der kann sich gerne mal von mir zu den wichtigsten Orten führen lassen.

Liebes Tagebuch!

Das Wetter ist absolut unterirdisch! Die Sonne muss sich verfahren haben und steht im Stau oder sie findet dieses Land nicht. Vielleicht findet sie es schon ... aber leider blöde und macht deswegen einen Bogen drum herum.

Was heißt das für mich?

Die Touristenströme versiegen und fliegen wieder ab – mein Touristenführerjob kommt nicht voran. Außerdem sind die Reiseleiter mafios organisiert und dulden keine private Konkurrenz. Ich habe Platzverbot vor dem Dom und darf dort niemanden mehr hinführen und ihm den goldenen Schrein vor dem Altar mit den sterblichen Überresten von Willy Millowitsch zeigen, dem »most beloved actor in whole of Germany and the German Hall of Fame«. Man muss anscheinend eine Aufnahmeprüfung in einen Geheimbund oder eine Führergewerkschaft machen, sonst darf man nicht mehr führen und nichts zeigen. Ist ja klar, dass man zum Leiten und Führen in Deutschland irgendeinen Schein braucht. Wir haben historisch ja miserable Erfahrungen mit Führern ohne staatliche Prüfung gemacht. Wohin hat das geführt? Germania ist nie fertig geworden! Die schöne Kuppelhalle für 400.000 Personen – nichts als ein Luftschloss! Das ist schade, sonst hätte man dort zwei Jahre lang »Cats« zeigen können und der gesamte Bedarf wäre gedeckt gewesen. So hat der Unsinn ein schönes Theater auf Jahre hinaus blockiert. Das kommt dabei raus, wenn man ohne staatliche Erlaubnis das Ruder in die

Hand nimmt. Jetzt braucht man einen Zettel. Führungszeugnis, Führerschein – ach, was weiß ich?!

Ich muss mal wieder umschwenken und mich doch noch mal ans Schreiben machen. Aber alle meine Versuche waren ja bislang erfolglos. Ungelenke Gedichte, nicht lesbare Romane, einschläfernde Erzählungen und ratsuchende Ratgeber. All diese Genres beherrsche ich, aber damit kann man kein Geld verdienen. Ich habe daher beschlossen, einen Krimi zu schreiben. Zunächst mal einen kurzen, also einen Kurzkrimi, um mich aufzuwärmen und die Fingerknochen ein wenig zu biegen und knacken zu lassen. Den kurzen Krimi will ich dann in der »Prisma« veröffentlichen, die brauchen immer Krimis. Wenn sie den nehmen und er gut ankommt, dann schreib ich nur noch Krimis. Dänische Krimis, finnische Krimis, norwegische Krimis, was auch immer die Leserschaft an skandinavischen Krimiautoren haben möchte.

Ismael Fischmordson, oder von mir aus auch Ismael Fischmokenen, »... der neue Stern am Himmel der skandinavischen Krimiautoren ist auf dem Weg zur Berühmtheit und hat mit Knut Vallendar einen noch nie da gewesenen Polizisten geschaffen ...«

Knut Vallendars schwerster Fall

Knut Vallendar hatte frei. Sein erster freier Tag nach langer Zeit. Seit drei Jahren hatte er nicht mehr frei gehabt, wie alle Polizisten immer und überall niemals frei haben. Statt dessen hatte er Diabetes. Und schlechte Laune. Die hatte er auch, als er nach Hause fuhr. Er wunderte sich noch einen Moment lang, dass das Licht aus und seine Frau nicht da war und schaute im Kühlschrank nach. Meistens hielt sie sich irgendwo in der Küche auf.

Er ging nach oben in das gemeinsame Schlafzimmer. Auch ihre Kleider waren weg und Vallendar kam zu dem Schluss, dass sie wahrscheinlich auf dem Weg zur Reinigung sei und auf dem Rückweg würde sie dann im Supermarkt für das Abendessen einkaufen. Aber seine Gedanken wurden jäh unterbrochen. Das Telefon klingelte. Johanson, sein Assistent, war dran.

»Knut, du musst kommen, wir haben im Schwimmbad eine männliche Leiche. Kopfüber im Wasser, er sieht aus, als ob er schwimmt. Aber seinem Zustand nach würde ich sagen, dass er nie wieder ins Schwimmen geraten wird.«

Vallendar zog sich an, stieg in den Wagen und fuhr in Richtung Freibad.

Dort angekommen, bot sich ihm ein Bild des Grauens. Das Becken, in dem der Tote schwamm, war vollständig rot verfärbt und vermittelte den Eindruck, als sei es bis zum Rand mit Blut gefüllt.

Vallendar schaute sich um, aber es waren keine Kunststudenten zu sehen. Sein erster Gedanke war wie immer gewesen, dass es eines dieser üblichen, ihm völlig unverständlichen Kunsthappenings sein könnte.

Johanson zeigte auf den Tatort. Es waren tiefe Abdrücke mehrerer Stiefel und Schuhe im Gras und in der Nähe der Umkleidekabinen hatten Polizisten ein blutiges Samuraischwert gefunden.

»Gibt es sonst noch etwas?«, fragte Vallendar.

»Ja«, sagte Johanson, der auf dem Parkplatz die Umriss eines Menschen malte. »Die Leiche weist Spuren eines Sturzes auf. Aber das macht mir Kopfzerbrechen, denn der Sprungturm war gesperrt. Es stand ein Schild dran. Betreten verboten.«

»Das ist in der Tat merkwürdig«, warf Vallendar ein.

»Sag mal, Johanson, warum malst du eigentlich die Umriss des Toten auf den Parkplatz? Er ist doch im Wasser aufgefunden worden.«

»Ich habe es neben dem Becken probiert, aber es ging nicht. Wenn die scheiß Kreide feucht wird, dann malt sie nicht mehr«, sagte Johanson. »Hier ist es trocken und hier ist genug Platz.«

»Guter Mann«, sagte Vallendar, »ich sehe, du hast viel dazu gelernt.«

Vallendar inspizierte das Gelände, ging der Blutspur nach und kletterte auf das Zehnmeterbrett. Dort setzte er sich hin, maß seinen Blutzucker und schaute traurig drein. Irgendetwas stimmte hier nicht. Das war keiner der üblichen Toten, die er sonst zu sehen bekam. Er dachte nach ... und nach und nach setzte er das Puzzle zu einem klaren Bild zusammen. Zufrieden stieg er

wieder von dem Sprungturm runter und versammelte seinen Assistenten und die anderen Polizisten um sich herum.

»Leute«, sagte er, »das hier ist ein schwieriger Fall. Aber ich habe ihn gelöst. Es ist eindeutig Selbstmord.«

Seine Kollegen schauten ihn an. »Selbstmord?«, fragte Johanson.

»Ja, eindeutig«, antwortete Vallendar. »Der Mann hat erst verschiedene Schuhe anprobiert und ist in ihnen Probe gelaufen. Daher die vielen Schuhabdrücke im Gras. Anscheinend ist er mit seinem Kauf unzufrieden gewesen. Es sind wahrscheinlich billige Deichmann-Schuhe gewesen und ich kenne keinen, der mit Deichmann-Schuhen zufrieden wäre. Von diesem Leben völlig enttäuscht ist er zurück zur Umkleidekabine gekehrt. Dort hat er sich den Bauch aufgeschlitzt und ist dann über den Boden zum Zehnmeterbrett gerobbt. Er hat das Verboten-Schild gesehen, wollte aber ein letztes Mal den Bademeister ärgern und hat es ignoriert. Von oben hat er sich ins Wasser gestürzt und ist dort vermutlich ertrunken, wie das Wasser in den Lungen beweisen würde, wenn er sich seine Lungen nicht aufgeschlitzt hätte. Er wollte es wie einen Mord aussehen lassen, aber es ist Selbstmord.«

»Aber wieso mitten in der Nacht und woher hatte er das Samuraischwert. Wo sind all die Schuhe hin, die er anprobiert hat? Und kann man von Deichmann-Schuhen so enttäuscht sein, dass man sich gleich das Leben nimmt? Reicht das als Motiv?«

»Das sind ziemlich viele Fragen, Johanson«, entgegnete Vallendar. »Was weiß ich?! Isma egal! Die Schuhe sind irgendwo, das Schwert irgendwoher und irgendwas

wird er sich bei der Riesensauerei hier schon dabei gedacht haben. Wenn du hier die Schuhe nicht findest und auch keinen Abschiedsbrief, dann schau bei ihm zuhause nach. Wenn du da auch nichts findest, dann überleg dir ein anderes Motiv für seinen Selbstmord. Er hat bestimmt ein Computerspiel auf seinem PC. Das ist in den Aufklärungscharts momentan die Nummer eins. Wenn du nichts anderes findest, dann nimmst du eben das: Der Täter wollte die Szenen nachspielen, die er vom PC-Spiel her kannte. Das ist immer richtig. Ich erwarte morgen deinen Bericht. Der Fall ist abgeschlossen, mir reicht es«, sagte Vallendar.

Johanson schaute ihm ehrfurchtsvoll nach, als Vallendar in den Wagen stieg, um nach Hause zu fahren. Bestimmt würde seine Frau in der Zwischenzeit mit dem Essenkochen fertig sein und die Kleider würden piekfein und sauber wieder im Schlafzimmerschrank hängen, dachte sich Knut Vallendar, der größte Kriminalist, seit Maigret zu rauchen aufgehört hatte und Stefan Derrick sich seine Tränensäcke hatte wegoperieren lassen.

Liebes Tagebuch!

Wie lang gibt es dich jetzt eigentlich schon? Ich meine dich persönlich, mein liebes Tagebuch, und nicht die Allgemeinheit aller Tagebücher? Musst schon über ein halbes Jahr alt sein. Neulich habe ich alle Aufzeichnungen gelesen. Und soll ich dir mal was sagen? Ich habe anscheinend kaum was gegessen. Ich habe unheimlich viel andere Dinge zu tun gehabt und zuletzt so um Weihnachten herum gegessen – und jetzt haben wir Sommer.

Ich sollte mir mal was Schönes kochen, finde ich – aber was?

Englische Küche

Nichts auf dieser Welt wird so überschätzt, wie die neue englische Küche. England, ein Land voller Marmite-Ritter, die mit Kochlöffeln derzeit ganze Heere Andersgarender in die Flucht brutzeln. Der König unter den Rettern des Tafelrundes ist zweifelsohne Jamie Oliver, der britische Jungspund mit den »crazy« und »funky« Ideen, auf die noch nie jemand irgendwo gekommen ist.

Jedenfalls in England nicht. Was bei näherem Hinsehen und Nachdenken nicht weiter verwundert, denn schließlich ist England eine Insel. Zwischen französischer Cuisine und deutscher Kartoffel liegt ein ganzes Meer. Das trennt nicht nur die Geschmäcker, sondern Welten und vor allem Rezepte. Doch die jungen Männer im alten Europa schauen über den Ärmel hinweg zu Jamie Oliver nach England. Voll der guten Hoffnung auf gute Gerichte.

Schließlich muss jeder männliche Bewohner einer festländischen Großstadt mindestens drei Gerichte kochen können, die unter die Rubrik »So beeindrucke ich eine Frau am ersten, zweiten und dritten Abend« fallen. Am vierten ist sie fällig, oder es ist eh vergeudete Energie und man fängt von vorne an und kocht für eine andere.

Nur was? Was liegt da näher, als sich im Fernsehen von den angesagten Köchen dieser Welt neue Rezepte zuflüstern zu lassen? Wem die deutsche Bratenbraterei

zu langweilig geworden ist, der kann sich ab dem Frühstücksfernsehen den ganzen Tag über Kochshows anschauen. Ab dem Frühstücksfernsehen gibt es übrigens schon jenen magischen Jamie Oliver zu sehen.

»Wow«, dachte ich so ganz nah bei mir selbst. Welch Gelegenheit!

Ausgerüstet mit einem Stift, einem Block und mit fleckenfreier Brille verfolgte ich das Schauspiel eines Frühstücks von und mit Jamie Oliver.

Frühstücke werden schließlich immer wichtiger. Frauen fallen nicht mehr auf ein gutes Abendessen herein und entscheiden erst nach dem Frühstück am Morgen danach, ob man eine Telefonnummer wert oder eine Luftnummer für immer ist. Frühstücke mit Jamie Oliver sollten also Wunder bewirken können und ganze Telefonbücher mit süßen Privatnummern füllen.

Was ich sah und mitschrieb verschlug mir dann auch tatsächlich den sprichwörtlich frischen Atem des frühen Vogels. Jamie Oliver machte einen »funky Frühstücksjoghurt«. Nicht selbst, also doch schon irgendwie, aber halt nicht den Joghurt. Mit einem Löffel löffelte er fertigen Joghurt aus einem Joghurtbecher in ein Glas. »Crazy«!

Ich schrieb mit: Mit einem Löffel Joghurt aus einem Joghurtbecher in ein Glas löffeln. Dann sah der Maître mir direkt in die Augen und schlug vor, zu dem sauren Joghurt etwas Süßes beizufügen. Er würde am liebsten Heidelbeermarmelade dafür verwenden. »Total funky Heidelbeermarmelade« kritzelte ich auf den Block, um auch ja nichts zu verpassen. Jamie, ich darf ihn nach all unseren gemeinsamen Kochshows wohl so nennen,

meinte, man könne auch einfach frisches Obst klein schneiden und über den Joghurt schaufeln. Das fand ich so genial, dass ich sofort die »total funky Heidelbeermarmelade« durchstrich und durch »Schnittobst« ersetzte. Jamie Oliver ist in und neben der Küche ein Gott! Er stellte den bereits fertigen Heidelbeermarmeladenjoghurt weg, nahm einen zweiten mit etwas vorgeschnittenem Schnittobst in die Hand Gottes und ließ Honig über das Obst träufeln. »Das gäbe dem funky Joghurt den totalen Kick«, meinte er dazu. »Abschließend könne man sogar noch ein paar kleine Nüsschen darüber streuen«, gab er zum Allerwertesten.

Ich war froh, dass ich alles mitgeschrieben hatte. Das würde es also zu besorgen gelten: Joghurt, Obst, Honig und Nüsschen. Ich konnte mir die Wirkung auf dieses Frühstück schon vor meinem innere Auge vorstellen: Meine Eroberung würde sich die Nüsschen in den Nabel legen, den Honig über den ganzen Körper streichen und sich ein kleines Joghurthäubchen auf die Brustwarze löffeln und mit einem Stück Pfirsich garnieren. Natürlich erst, nachdem sie meinen ganzen Badezimmerspiegel mit ihrer Telefonnummer, ihrer Handynummer, ihrer Telefonnummer auf ihrer Arbeitsstelle und sogar mit der Handynummer ihrer Mutter vollgeschrieben hätte.

Doch irgendetwas sagte mir plötzlich, dass ich das in meinem Leben schon einmal gegessen hatte, dieses »funky Frühstück« des Starkochs und mir fiel es wieder ein. Sechs Wochen lang hatte ich mich in Griechenland jeden Morgen mit Schnittobst, Joghurt und Nüsschen total überfressen und mir mit dem Honig die Zähne

dauerhaft ruiniert. Es war demnach gar kein »brandnew crazy funky Frühstück«, was er da gezaubert hatte. Es war einfallslos und würde vielleicht gar keine Wirkung erzielen. Es war lediglich die griechische Antwort auf einen Marmeladentoast der Insulaner.

Für englische Verhältnisse also innovativ, Kulturvölkern aber hinlänglich bekannt. Joghurt scheint in England noch unbekannt zu sein und frisches Obst ist wahrscheinlich totaler Rock'n'Roll. Würden Engländer irgendwo frisches Obst zum Frühstück reichen, dann käme garantiert im letzten Moment jemand vorbei und würde kurz vor dem Servieren noch schnell etwas heißen Ketchup darüber gießen und ein paar weiße Böhnchen darüber streuen. Was der Honig und die Nüsschen dem Griechen, sind dem Engländer nämlich sein heißer Ketchup und die weißen Bohnen.

Um von einer Engländerin die Telefonnummer auf den Spiegel gezaubert zu bekommen, mag das ja reichen, so ein Joghurt mit Früchten, aber hier zu Festlande erntet man nichts damit außer einem Gähnen.

Vom britischen Starkoch komplett enttäuscht ging ich am Abend in die ¼-Küche und bat Ebi, den Drei-Mützen-Koch, darum, mir ein paar Leckereien für die nächsten Abende vorzukochen. »Ruhig jeweils zwei Portionen und dann schön in die Tupperdöschen packen, die ich mitgebracht habe«, sagte ich und kaufte noch schnell eine Rolle »Knack und Back« und etwas Nutella für ein anständiges und wirkungsvolles Frühstück danach im Minimal ein.

Liebes Tagebuch!

Kennst du das eigentlich, dieses Gefühl, sich zutiefst für etwas zu schämen, was man gar nicht selber getan hat? Dieses eklige Gefühl, das einen beschleicht, wenn man zum Beispiel die Katastrophenfrau in »Schokolade zum Frühstück« anschaut? Dauern schämt man sich zu Tode, obwohl man selbst nichts getan hat.

Könnte ja sein, dass du dich mal für ein Buch geschämt hast. Zum Beispiel für ein Buch von Uta Danella, obwohl du gar nicht Uta Danella bist. Ach, was mag schon in einem Buch wie dir vorgehen?

Ich jedenfalls schäme mich. Ich schäme mich für unsere Musik – ach was, ich schäme mich für jeden einzelnen Musiker in diesem Land und werde mir durch eine geschickte Haartransplantation ein osmanisches Aussehen verleihen lassen. Ich möchte mit Deutschland nichts mehr zu tun haben. Jedenfalls dann nicht, wenn unsere Musiker nicht einfach den Mund halten und sich bei dem weltweiten Betroffenenkonzert von Sir Boomtown Rat wieder abmelden.

Man muss doch nicht zu allem etwas sagen müssen!

After Eight oder live um Acht am Gipfel

Nun wird sie also einfach niedergesungen, die Globalisierung. Das wird höchste Zeit. Gedarbt hat die Erdenbevölkerung danach seit langem. In ganzen Landstrichen gibt es kein nutzbares Wasser und dort, wo es welches gibt, wird es von Landstreichern nicht genutzt. Ja, was ist denn das für eine Welt?

Gegen diese Ungerechtigkeit gibt es nur ein Mittel – Betroffenheitskonzertrecycling.

Eigentlich, so denkt der nachhörende Zuschauer, sei dies ein Phänomen der achtziger Jahre gewesen und zum Glück für alle vorbei und Geschichte. Aber NEIN! Der grüne Punkt macht ernst und nun wird die Betroffenheit konzertant recycelt. Was dem recycelten O-Saft das Tetra-Pack, ist den Betroffenheitskonzerten Bob Geldof und sein Pack. Damals, als sich alle Künstler regelmäßig trafen, um gegen AIDS, für Essen und an Weihnachten zu schunkeln und zu singen, da war dies rührend, schön, gut und wichtig. »We are the feed the world it's christmas time«. Ich könnte heute noch heulen.

Doch es kommt ein etwas schaler Beigeschmack auf, wenn ausschließlich weiße Multimillionäre auf eine Bühne gehen und für eine halbe Stunde betroffen gegen die Armut der Schwarzen singen, um danach am Bankomaten einen erschütternden Kontoauszug zu ziehen, bevor sie zurück in ihre Wellblechhütten der Favelas von London und New York reisen.

Aber das mag der magische Musiker Sir Bob Gandalf anders sehen.

Zu sehen sein werden Stars und Bands, die man kennt und die immer schon gerne mal reich und betroffen waren. Aber immerhin Bands, die das Potenzial haben, ein Stadion füllen zu können. U2 zum Beispiel. Die sind immer schon gerne betroffen und füllen ein ganzes Stadion voll Menschen. Lasst sie also am Gipfel um Acht oder beim Gipfel der Acht oder wann auch immer einfach mal ein Stadion voll machen und singen. Das tut keinem weh!

Eigentlich eine Randnotiz, wenn nicht, ja, wenn nicht Deutschland sich beteiligen würde. Leider meint man anscheinend, man müsse zu allem etwas beitragen oder noch schlimmer, man könne zu allem etwas beitragen. Betrachtet man die Szenerie, dann wird jedoch schnell deutlich, dass sich aus Deutschland Bands beteiligen, die nicht ein Stadion füllen, sondern nur ein Studio voll machen können. Voll schrecklicher Musik zum Beispiel. Wenn die Antwort auf Oasis und U2 auf deutsch BAP heißt, dann wird deutlich, dass man lieber schweigen sollte und zwar ganz bescheiden. Man muss sich die Lächerlichkeit nicht auch noch lautstark erarbeiten wollen. Sicherlich ist Wolfgang Niedecken betroffen genug, um ein ganzes Stadion voll Tränen zu füllen, seine Stimme sollte dies lieber nicht versuchen. Oder wenn es nicht anders geht und unvermeidbar erscheint, dann könnte er mit Heinz Rudolf Kunze ein Duett singen: »Nackt und blind man planlos flötet ...«

Deutschland sollte sich an dem weltweit gipfelnden Betroffenheitskonzertrecycling nicht beteiligen und stattdessen eigene Wege gehen.

Eigene, ganz eigene und vor allem stillere.

Beispielsweise könnte man am Fuße des Brandenburger Tores ein eigenes Festival durchführen und die Arbeitslosigkeit der Kinder wegtanzen. Das ist genauso wirkungsvoll wie den Hunger der Welt wegzusingen, aber nicht ganz so laut. Die Schirmherrschaft würde selbstredend Herr Inder-Kinder Jürgen Rüttgers übernehmen und Herr Niedecken, ja, der könnte endlich mal wieder barfuß, also mit bläcke fööss seinen Arsch Huh kriegen und und und ... und von mir aus sogar nackt im Wind tanzen.

Liebes Tagebuch!

Wie ich das »Wolfgang Niedecken sind gegen den Hunger der Welt« Konzert überlebt habe? Ich habe einfach nicht hingeschaut. Unglaublich aber wahr: Mein Fernseher hat eine Taste, die ihn ausschaltet. Habe ich selbst erst vor kurzem entdeckt ... aber gerade noch rechtzeitig vor dem Live-und-After-Eight-Konzert. Es ist manchmal so einfach, Risiken aus dem Weg zu gehen. Aber an anderen Tagen ist es schon ziemlich gefährlich. Lebensgefährlich sogar ...

Lebensgefahr

MEin Gott! Wenn ich auch nur in Ansätzen gewusst hätte, wie gefährlich das Leben ist, ich hätte es mir erspart. Vielleicht hätte ich auch nur protesthaft im Geburtskanal eine Sitzblockade abgehalten und jede ankommende Zange mit den noch jungen Händen verbogen. Oder in jeden nach mir tastenden Chirurgenfinger gebissen. Jetzt ist es zu spät – ich hänge mitten im Leben, also mitten im Risiko. Nichts ist mehr sicher. Die Angst ringt langsam die Zuversicht nieder. Aber die Ängste wandeln sich im Laufe der Zeit.

In den frühen achtziger Jahren hatte ich Angst vor den Amerikanern, weil sie ihre Pershing-Raketen bei uns im Vorgarten aufstellten. Direkt neben dem Rehkitz aus Kunststoff. Das wäre im Falle eines atomaren Präventivschlags der Russen glatt kaputt gegangen. Und mit einem solchen rechnete ich jeden Tag. Immer, wenn ich zur Schule ging, fragte ich mich mit einer gewissen Unsicherheit: »Na mal sehen, ob heute Mittag das Rehkitz noch da ist, wenn ich nach Hause komme ... Und das Haus ... Und meine Nachbarn ... Und meine Mutter ... Und wenn nicht – was ess ich dann?«

Heute sind die Amerikaner meine Hoffnung. Vielleicht werden sie mir später einmal kleine Schokoladenstücke in die Care-Pakete stecken. Sie werden mich im Alter mit meiner Rudis-Reste-Rente schon nicht verhungern lassen ... Schließlich wären das Plastikrehkitz und ich

beinahe amerikanische Kriegsveteranen geworden. Als Gegenleistung für die Essenspakete werde ich gerne wieder eine etwas veraltete Pershing-II-Rakete im Wohnzimmer stationieren. Eine Rakete für immer – ein Care-Paket pro Woche. Dank der Raketen-Pakete wäre ich gegen ein ganz wesentliches Risiko abgesichert: Den bundesdeutschen Altershunger. Gegen beinahe alle anderen Risiken kann man sich rechtzeitig versichern.

Nur fröhlich und sicher ist, wer versichert ist. Dann hüpfen wir auch im Alter dank der Württembergischen einem gleichaltrigen Hasen am Strand in Baden-Württemberg in die Arme und dreht sich im Meereswind vor lauter Glück. Versichern und versichert sein macht nämlich glücklich. Der wichtigste Mensch in meinem Leben ist eindeutig mein Versicherungsvertreter geworden. Mit ihm kann ich über alles reden – er hat immer eine Antwort.

Ich versichere mich gerne, und viel hat sich da an Risiken angesammelt, gegen die ich nun versichert bin. Regen, Sturm, Hagel, Feuer, Diebstahl, Stromschlag, Einbruch, Ausbruch, Durchbruch, Hochwasser, Niedrigwasser, kaltes Wasser, Dürre, Blitz – ja, sogar gegen Gedankenblitze habe ich mich versichert. Gegen schlechte Fernsehprogramme, gegen Einsamkeit, gegen Gebührenerhöhungen der Telefongesellschaft, gegen einen Ponyfehlhaarschnitt, gegen die Zahnarztkosten meines Zahnarztes und gegen die Zahnarztkosten des Zahnarztes. Gegen fast alles, was mir so eingefallen ist, habe ich mich versichert.

Aber »Sich versichern« ist ein teures Hobby. Jetzt reicht das Geld nur noch, um mir Versicherungen zu kaufen, wo das Eintreten des Versicherungsschadenfalles so

unwahrscheinlich ist, dass es unwahrscheinlich günstig ist, sich dagegen zu versichern.

So habe ich eine spezielle Lebensversicherung für meine Freundin abgeschlossen, die ihr 4.000 Euro Sofortrente einbringt. Das aber nur, wenn ich aufgrund eines Unfalls in eine Straßenteermaschine falle und darin umkomme. Das wäre als Versicherung immer noch sehr teuer geworden und so haben wir eine kleine Zusatzklausel aufgenommen. Gezahlt wird nur dann, wenn ich aufgrund eines mir vorher verstauchten Knöchels ausrutsche und erst dann in die Straßenteemaschine falle. Dieser Fall belegt in der Todesstatistik eher einen der hinteren Plätze; er ist günstig in der Versicherungsprämie. Jedoch beruhigt es, wenn man seine Liebsten ordentlich abgesichert hat. Eine schöne nette Nebenversicherung ist das für mich gewesen. Bis neulich ...

Da rutschte ich morgens in der Dusche aus und verstauchte mir den Knöchel. Am Mittag bestand meine Freundin darauf, dass ich ausgerechnet an diesem Tag die Fenster von außen putzen sollte. Wir leben immerhin im dritten Stock ... Unten bearbeiteten freundliche Straßenarbeiter die Straße und unweit von ihnen stand eine Teermaschine. Ein etwas seltsamer Zufall, wie mir schien.

Noch am Abend habe ich mit meinem Versicherungsvertreter gesprochen und ihn gefragt, ob es eine »Miese-Luder-Versicherung« gäbe.

»Gibt's nicht«, sagte er, aber es sei eine duftende Idee, er würde prüfen, ob er eine solche anbieten könne. Das wäre ganz sicher ein Produkt, was sich wohl auch in der

Prominentenszene hervorragend verkaufen lassen könne. Die Miese-Luder-Dichte sei dort ziemlich hoch.

Ganz billig wird sie aber wohl nicht werden, denn das »Miese-Luder-Risiko« sei höher zu bewerten als das Risiko, tatsächlich in eine Teemaschine zu fallen. So ist das wohl in diesem Leben. Die wirklichen Gefahren lauern überall und keiner kann einen dagegen versichern.

Liebes Tagebuch!

Nun sei mal ehrlich zu mir. Wahrscheinlich denkst du, ich sollte lieber eine Miese-Geschichten-Versicherung abschließen, oder? Das denkst du doch, du fieses Buch.

Aber dir werde ich es zeigen ...

Eines Tages, ja, ziemlich genau an dem Tag, an dem ich den Buch-Glitzer-Preis bekomme werde, da werde ich es allen gezeigt haben.

Meine Geschichten werden dann in Deutschstunden von echten Deutschlehrern analysiert werden. Man wird sich fragen, was ich alles zu sagen gehabt hätte, wenn ich es nur gesagt hätte. Meine Werke werden zu den Standardwerken der deutschen philosophischen Literatur gehören.

Welches meiner Werke das Zeug dazu hat?

Na ja, so genau kann ich das noch nicht sagen. Aber ich schreibe gerade an meinem ersten philosophischen Grundlagenbuch unter dem Pseudonym:

I. Ver. Kant: Kritik an meiner Vernunft.

Das ist aber noch lange nicht fertig und deswegen mach ich mal kurz eine kleine Lockerungsübung und schreibe eine andere Geschichte. Ich schreibe Geschichte.

Wie auch immer man das verkürzt verstehen mag. Entweder als Unzulänglichkeit in der Grammatik oder als Größenwahn.

Jedenfalls geht es jetzt los. Jetzt mach ich Geschichte ...

Weinmann

W einmann war in etwa so alt, wie er sich fühlte. Nichts hatte diesen Zustand verhindern können. Nicht einmal mehr das Befolgen der Ratschläge seiner Mutter. Die hatte er immer respektiert. Zu sehr hatte er sich vor den furchtbaren Konsequenzen seiner pubertären Anarchie gefürchtet. Aber pubertär war er schon seit einer geraumen Anzahl zweistelliger Jahresziffern nicht mehr. So saß er in seiner Wohnung, hatte immer etwas an, das die Nieren drinnen warm hielt und draußen hielt er sich von kalten Steinen fern. Einmal hatte er einen aufgehoben, ihn aber sofort wieder fallen gelassen, weil er sich nicht mehr sicher war, ob er nur durch das Sich-drauf-setzen oder auch schon durch das In-die-Hand-nehmen eine Erkältung hätte bekommen können. Seine Mutter konnte er nicht mehr fragen; sie war vor vielen Jahren gestorben. Er konnte auch niemand anderen fragen, denn Weinmann hatte niemanden, der bei ihm wohnte oder bei ihm wohnen wollte oder es auch nur hätte aushalten können. So lebte Weinmann völlig allein mit sich und in einer permanenten Unsicherheit. Es begleiteten ihn nur die Zweifel, ob er sich so, wie er sich verhielt, auch den Gefahren des Lebens gegenüber adäquat verhielt. Wenn er aufwachte, beschlich ihn der Eindruck, seine Ohren könnten vielleicht verstopft sein oder aber noch vor dem Frühstück verstopfen. In jedem Falle aber war er sich sicher, dass seine Ohren mindestens hinter den Ohrmuscheln zu dreckig seien.

So blieb er morgens immer lange im Bad, wusch sich, kontrollierte die Reinheit seiner unüberschaubaren Körperstellen und wusch sich schließlich erneut. Er war sich einfach nicht sicher ... Insgesamt betrachtet und ohne der Übertreibung anheim zu fallen, könnte man wohl sagen, dass Weinmann nicht gerade das führte, was man ein gefährliches Leben hätte nennen können. Aber stille Wasser sind trüb.

In Weinmann schlummerte der Drang, sich von all dem zu befreien, was ihn einengte. Von dem Bad, von seinem Dreck hinter den Ohren. Von seinen geschnürten Halbschuhen, die sicheren Tritt gaben. Er hätte gerne seine rutschfesten Socken gegen nicht rutschfeste Socken getauscht, nur, dass ihm eben dafür der Mut fehlte. Selbst von der Furcht vor kalten Steinen wollte er sich befreien. Am liebsten aber hätte er seine Einsamkeit gegen Geselligkeit eingetauscht und schrieb sich aus einer bloßen Laune und eben diesem Grunde heraus an einem trüben Novembertag, vor einem unscheinbaren Stand am Kaufhof in der Dortmunder Innenstadt, mit einem billigen Kugelschreiber der Marke »Big«, ohne zu zögern in eine Liste für die französische Fremdenlegion ein.

Dort angekommen fremdelte er kurz, genoss jedoch sehr bald, genauer gesagt schon während der ersten Ausbildungstage, die kollegiale und freundschaftlich entspannte Atmosphäre voll der gegenseitigen Hochachtung, wie sie typisch ist für die Arbeitsbereiche, in denen sensible Menschen arbeiten, die aufeinander angewiesen sind. Ja, er gewann Zuversicht und sogar Freunde unter seinen Zeltkollegen. Er vergaß den Dreck hinter seinen Ohren und die Angst vor kalten

Steinen. Ohne einen Wimpernschlag von sich zu geben, setzte er sich einfach auf sie. So hart war seine Ausbildung gewesen, so schnell lernte er dazu. Weinmann fühlte so etwas wie Glück und nahm seine Sache aus einem tiefen Gefühl der Dankbarkeit heraus, die sich mit einem schlichten Überlebenstrieb des nächstens gepaart hatte, völlig ernst.

Er wurde innerhalb von nur vier Monaten zu dem gefürchtetsten Kämpfer, den die Fremdenlegion je gesehen hatte. Er wurde so gefährlich, dass er mit bloßen Blicken töten konnte und schließlich aus eben diesem Grunde ein Einzelzimmer bekam, in dem er wieder völlig alleine herumsaß und erneut an sich zu zweifeln begann.

Was in der Summe nichts anderes heißt als:

Es ist egal, woher du kommst und was du anstellst. Am Ende bist du eh immer da, wo du schon herkamst, nur, dass du vielleicht ein wenig zu weit weg von zuhause bist und kein Geld mehr für den Sprit zurück hast.

Liebes Tagebuch!

Die meisten Tage empfinde ich leider nicht die erotisch prickelnde Süße der Gefabr. Ganz ehrlich gesprochen sind die Tage überwiegend langweilig. Ich finde keine sinnvolle Beschäftigung. Heute habe ich zum Beispiel, auf dem Laufband trainierend, durch einfaches Kopfrechnen Albert Einsteins Relativitätstheorie widerlegt und drei neue Theoreme und ein paar Axiome berechnet.

Wenn alles relativ ist, ist auch alles egal.

Wenn allen alles egal ist, ist auch mir alles egal.

Wenn mir alles egal ist, isma egal!

Das Leben hat keine Geheimnisse mehr vor mir. Wie ich vor dir auch keine Geheimnisse habe.

Ich fühle mich ganz leer und du bist voll. Das ist eine Ungerechtigkeit und zeigt das ganze Ungleichgewicht zwischen Tagebüchern und Tagebuchschreibern auf. Ein ungleiches Geschäft.

Weißt du was?

Ich will nicht mehr!

Ich habe fertig!

Ich mach jetzt eine Flasche leer! Oder zwei!

Und dann kauf ich mir ein neues leeres Buch und fang noch einmal ganz von vorne an ...

Ismael Fischmord

Bislang erschienen:

2002 und dreißig

Roman

223 Seiten, edition octopus, Münster, 2002

ISBN: 3-936600-00-7

Preis: Euro 14,80

[http:// www.mv-buchhandel.de](http://www.mv-buchhandel.de)

Aus dem Inhalt:

In nur neun Monaten wird das Leben von zwei befreundeten Pärchen auf den Kopf gestellt. Judith und Marcel beschließen zu heiraten und ein Kind zu bekommen, während sich Mike und Paula gerade getrennt haben. Zu allem Überfluss wird Mike auch noch einunddreißig und weigert sich, älter zu werden. Er schreibt sich Liedtexte auf seine Küchentafel und erklärt sie zum Lebensmotto.

Leseprobe:

... Wir erfanden alle möglichen Übungen und Geräte, mit denen ein Mann das Wunder der Frau für sich begreifbar erfahren könnte. Es zu verstehen, ist nicht schwierig. Ein paar Overheadfolien und ein ekliger Aufklärungsfilm reichen da völlig aus.

Aber erfahren? Wie erfährt man es, das war die zentrale Frage des Abends.

Marcel hatte die wohl herausragendste Idee. Er wollte sich von einem Chirurgen chinesische Liebeskugeln in den Bauch implantieren lassen, um Kindsbewegungen zu erspüren. Wir prusteten Bier auf die Jacken und lachten uns kaputt. Mitten in irgendwelchen Ideen und Erklärungen von mir, als ich gerade eine Zigarette aus der Schachtel fingerte und sie mir anzünden wollte, schaute er mir ernst in die Augen, nahm meine Hand und schrie aus vollem Hals durch den ganzen Laden.

»Jetzt pressen, Mike«, und das war das Ende.

Stillbrüche

Erzählungen

191 Seiten, edition octopus, Münster, 2004

ISBN: 3-937312-48-X

Preis: Euro 12,80

[http:// www.mv-buchhandel.de](http://www.mv-buchhandel.de)

<http://www.amazon.de>

Aus dem Inhalt:

Eine alte Frau beschließt im Bett zu bleiben und verändert damit das Leben ihrer Familie. Ein Programmierer flüchtet in die Einsamkeit Norwegens und begegnet dem älter gewordenen kleinen Prinzen, der ihn wie in Kindertagen nervt. Eine junge Frau zieht auf eine Insel und versucht sich ein neues Leben aufzubauen. Gemeinsam mit anderen beginnt sie den Kampf um die Rettung des Leuchtturms. Zwei Partygäste sitzen in der Küche und fragen sich, was sie das Orakel überhaupt noch fragen könnten, wo doch alles schon geklärt scheint. Immer wieder sind es ungewöhnliche Personen oder Ereignisse in den skurrilen und ernsten Geschichten, mit denen man in diesem Buch Bekanntschaft macht.

Leseprobe:

»Ich fühle mich wohl bei dir«, sagte er in die böige Stille des Windes und das Meeresrauschen hinein. Er sagte es beiläufig, wie er damals beiläufig gesagt hatte, dass sie Leuchttürme sammle.

»Ja«, antwortete sie, »ich weiß. Aber es bleibt die Frage nach der Ursache und der Wirkung, weißt du? Es kann sein, dass du dich wohl fühlst, weil ich da bin. Es kann aber auch sein, dass ich halt immer da bin, wenn du dich wohl fühlst, verstehst du? Das ist ein Unterschied. Es ist entweder ernst oder es ist eine Musik des Zufalls, vielleicht beides. Kennst du die Ursache oder kennst du die Wirkung?«

Das Leben ist ein Leichtgewicht

Geschichten und Gedichte

190 Seiten, edition octopus, Münster, 2005

ISBN: 3-86582-035-2

Preis: Euro 13,80

<http://www.mv-buchhandel.de>

<http://www.amazon.de>

Aus dem Inhalt:

In absurden Texten und Gedichten wird der ganze Wahnsinn der Welt verbreitet. Germanisten, die an Bahnschaltern Beamten nerven, Essays über den Welttag des Herpes werden verbreitet, ein Professor, der als einziger deutscher Verziehungswissenschaftler arbeitet, sind nur Ausschnitte. Eine Sportreportage wird live aus einer Bar übertragen und ein Geruchsdosensammler von Krankenhausdüften erklärt seinen Entwurf eines ethischen Grundsatzpapiers. Daneben gibt es jede Menge kleine und große Gedichte und Kuriositäten.

Leseprobe:

»Chipsfrisch stand ich von meiner Concord Matratze auf und fühlte mich megaperlig. Mein Vogel trillte ein lautes »Tchibo« zur Begrüßung. Ein schöner Tag! Sum, sum, sum.

Boss noch etwas Aprilfrische nachlegen und das Haar wetterfest taften. Nach dem Duschdas odolte ich mir Zahnweiß aus dem Schränkchen und volksfürsorgte meine Dritten für den kräftigen Biss. Ich zog mir meinen weißen riesen Perwollpullover über und pepete mich in meine Jeans. Meister propper sah ich aus. »Astra! – Jetzt in Ruhe ein Frühstückskorn von Weizen in den Focus nehmen«, nestlete es mir durch den Kopf, denn mein kleiner Hunger war siemens ... (weiter im Buch).«

<http://www.fischmord.com>